

Universitäts-Bibliothek Wien

I

271 157

2

Ampl





# Briefe aus Berlin

über

verschiedene Paradoxe

dieses Zeitalters.

---

Zweiter Theil.



—\*—\*—\*—\*—\*—\*—

Berlin und Wien, 1785.

I

271157



---

## V o r r e d e.

---

Man wird den Vogel an den Federn erkennen, und sagen:

Ey! das ist ja der alte Vogel nicht! Dieser singt ganz andere Liedchen! —

Das mag seyn! — Wenns nur Liedchen sind, die sich anhören lassen; wenns nur natürliche, keine nach den Instrumenten gelernte Liedchen sind; — wenn der Vogel nur kein Gimpel ist: oder, wenn er einer ist, desto besser für ihn!

Der eitelste Aktör (ich rede nicht von dem Wiener Ausschusse, der so wenig Scham im Leibe hat, daß er sich aushunzen lassen kann, ohne roth zu werden, ich rede hier von einem noch für Ehre etwas fühlenden Komedi-  
anten) — der eitelste Aktör also beruhigt sich leicht über den einfachen Pfiff eines Simpels. Freilich muß man sich in diesem Falle auch die Anmerkung gefallen lassen, daß es um die Kunst des Schauspielers geschehen sey, — wenn so gar dieser verstandarme Vogel recht gehabt haben sollte — zu pfeifen! —

Diese Betrachtung bitte ich meine künftigen Kunstrichter, die sich die Mühe nehmen werden, 10 Briefe aus Oesterreich, oder Anmerkungen und Widerlegungen zu schreiben, in dero Überlegung zu nehmen; wobei zu erwarten stehen wird, daß sie sich weniger mit dem Autor, der demüthig genug ist, sich selbst mit einem Sempel verglichen zu haben, sondern desto mehr mit der Sache, die er abgehandelt oder berührt hat, beschäftigen wer-

Den. Der Nutzen davon ist unverkennbar, so wie auch ein bißchen mehr Kenntnisse und Kritik dazu erfordert werden, — zu zergliedern, zu rasonniren, zu widerlegen — als zu spötn.

Uiberhaupt ist es ja noch nicht erwiesen, daß derjenige, der über etwas lacht, selbst etwas gründliches davon weiß?

Von den besondern Absichten, diese Briefe zu schreiben, darf ich selbst nichts anführen, man wird mir derselben genug andichten, und der vernünftige Leser wird sie von selbst errathen. Sein Beifall, den ich zu verdienen mich wenigstens bestrebt habe, wird mir tausend Sarkasmen der etwas kleinlich denkende Sudler vergessen machen.

Antworten werd' ich nur dann, wann Sie die Sachen, die ich glaube bewiesen, oder deutlich erklärt zu ha-

ben, in ein falsches Licht stellen und neue Irthümer dadurch verbreiten sollten, die ich nicht möchte veranlaßt haben! —

Greifen Sie meine Person an, so werd ich schweigen, — weil an meiner Person dem lesenden Publikum nichts gelegen seyn kann.

Berlin den 1. July 1785.

---

---

# Inhalt.

## Erster Brief.

Einige Gründe für den Druck dieser Briefe. Warum der Kaiser den ersten Theil Berliner Briefe nicht verbieten ließ? Wahrscheinliche Grenzen der Pressfreiheit in Oesterreich, die dazu dient, den Hunden des Alcibiades die Schwänze zu ersparen.

## Zweiter Brief.

Charakter des Baron Switen. Man darf gegen seine Meinung, aber nicht gegen das Censursystem schreiben. Er liest fast alle Handschriften. Viele verbessert er. Die Broschüren haben das Publikum klüger gemacht; es hört auf sie zu kaufen. Einige Nachrichten von dem Aufkommen des Buchdruckers Edlen v. Schönfeld. Er ist wie ein gefressiger, alles gierig auffaugender Schwamm aus dem Mist empor gewachsen. Macht der Vorurtheile. Neue Kreuzzüge gegen dieselbe. Ob man sie bestritten hat? Ob sich die Aufklärung wie eine Parforce Jagd betreiben läßt? Man that Unrecht, die von Sonnenfelsen gebrochene Bahn zu verlassen. Die Oesterreicher reden von Censursystem; haben sie auch eins? Einige lächerliche Symptome

desselben. Einige Anekdoten. Ein Buch: die Verbannung der Jesuiten aus China betitelt, macht Unruhe. Der Cardinal verbrennt sich. Despotismus der Censur in den Provinzen. Steinsberg klagt den Baron Koz als Referenten in Censursachen. Ein sehr lächerlicher Prozeß.

### Dritter Brief.

Ein zweiter Prozeß, noch viel lächerlicher zwischen Dr. Neuß und Baron Koz wegen einer Theaterkritik.

### Vierter Brief.

Wider Sinnigkeit, einheimische Buchdrucker und Buchhändler mit Gewalt verderben zu wollen. Schicksal des Faktors Weimars die Geschichte für die k. k. Armee betreffend. Unmöglichkeit der Censur. Ein grosser Reformator begnügt sich selten mit dem Titel eines Menschenhähers. Er scheint dem Begriff Reformation selbst zu widersprechen. Wer alles umkehren will, der richtet die Ruhe eines Menschenalters unausbleiblich zu Grunde.

### Fünfter Brief.

Ob es nicht ungerecht und grausam sey, die Vernunft seiner Unterthanen despotisch administriren zu lassen? freye und aufgeklärte Völker bezahlen Steuer und Dona gratuita williger, als dumme Viehmenschen. Unschädlichkeit der Freyheit des Denkens. Beweis dessen ist Verin. Es giebt da eifrige Christen trotz der Deistischen Bücher, Patrioten trotz der Pasquille gegen den Koz

nig; und reine Jungfrauen trotz der ungezogensten Schriften, die öffentlich verkauft werden.

### Sechster Brief.

Auszug aus einer ungedruckten Vorrede des Herrn Friedels; seine Vorliebe für sein Vaterland wagt Sätze, die der kalte Leser verwirft. Friedel vergleicht Oesterreich mit dem Paradies. Adam wurde aus dem Paradies vertrieben, den Oesterreichern wird es zu geschlossen, damit sie nicht emigriren. Ein Handbillet des Kaisers an den Obristkanzler Kolowrat die Einführung des phisokratischen Systems betreffend.

### Siebenter Brief.

Man hofft, daß das vernünftige Ministerium die Projekte des neuen Türgotts, welchen Namen man unbilliger Weise dem Grafen Z . . f beylegt, zerstören werde. Mit 40 p. C. werden kaum die Staatsbedürfnisse befriedigt, sie zu einer bestimmten Zeit abzuführen, bringt dem Landmann Schaden. Man kann sie für volle 50 p. C. annehmen. Der Schutz kommt dem Unterthan zu hoch zu stehen. Einfache und bestimmte Steuer läßt sich nicht denken, weil sich keine bestimmte Summe für die Bedürfnisse aller Zeiten denken läßt. Diese sind steigend und fallend folglich! — Der Bauer geht zu Grunde, dem Negozianten wird nicht aufgeholfen. System der Phisokraten in nuce, aus den Prov-Dachr.

## Achter Brief.

Herr Friedel frohlockt über die neue Staatsökonomie. Die Desterreicher gehen nicht mehr auf den Köpfen sondern auf den Füßen. Unsere Freude darüber. Ein Gott, ein Kaiser, eine Steuer. Herr Friedel frohlockt, daß der Kammerbeutel und das der M. Theresia gewöhnliche Wegschnellen der Dukaten abgekommen sey. Das unnütze Geschrey darüber wiegen Freudenthränen der Desterreicher auf, weil sie nun alle glücklich sind. Man bezweifelt es, und gründet diesen Zweifel auf eine kaiserl. Resolution. Der Kaiser host es erst, daß es demaleinst so kommen werde.

## Neunter Brief.

Die Mauteinrichtung, wodurch die Waareneinfuhr verboten wird, wird untersucht; sie lockt keine Freudenthräne ab. Barometer der Censur. Der Cardinal nimmt sich bei der Konstriktion in Ungarn vortreflich; setzt sich in Kredit.

## Zehnter Brief.

Armeninstitut von Wien. Der Vorschlag des Grafen Bouquoi verdient das Lob jedes Menschenfreundes. Die Anstalten zur Ausführung seines Vorschlags verdienen nicht vergöttert zu werden. Es giebt noch viele Bettler zu Wien. Der Monarch sollte es werckthätiger unterstützen.

## Elfter Brief.

Joseph glänzt noch nicht an der Seite M. Aurels und Heinrich des IV im Tempel des Ruhms; er host dahin zu gelangen, und ist auf gutem Wege. Er hat viel Erfahrung und Kenntnisse. Er host die Studien zu verbessern. Prüfung der Schulanstalt. Theologische Encyklopodie wird nur durch 14 Tage vorgelesen: und die Hermeneutik ohne Geschichte des alten Bundes: die Patologie wird von der theologischen litterarischen Geschichte getrennt. Alles das ist eine Raserei. Theorie der Sittenlehre gleichfalls: denn Christus hat bloß mit der Theorie der Moral nichts zu thun. Die Dogmatische zerfällt in 2 Theile nach verschiedenen Lehrbüchern. Hier ließt der Ertthomist und ein bis in den dritten Himmel verzukter angelicus Doctor gazaniga, dort ein taktfester Augustiner, Rigorist, Jansenist, der Feuer speit, wenn er Status naturae purae nennen hört, und die unschuldigen Kinder aus dem Mutterleibe in die Hölle wirft.

## Zwölfter Brief.

Kritik über das juridische Studium. Es ist eben so zwekwidrig, als das Theologische. Auf solche Art gezeigelte Staatsbeamte müssen eben so ungeschickt als die Diener Gottes in ihrem Beruf seyn.

## Dreizehnter Brief.

Der Erzherzog an der Seite eines Ejesuiten. Politischer Traum, der zu Berlin in den bessern Köpfen spukt. Clemens hat die Jesuiten nicht aufgehoben. Sie existiren wie zuvor nur anders gekleidet. Sie treiben einen wichtigen Handel. Beaumarschais Wechselbank ist durch ihr Geld errichtet worden. Der Betrüger Zannowich ist ein Jesuit. Die Obern haben Geheimnisse; sie nehmen weltliche Leute, sogar Fürsten und Könige in ihren Orden auf. Sie wollen über das ganze menschliche Geschlecht herrschen. Dieses alles wird verworfen, und die Jesuiten vertheidigt. Die nehmlichen Vorwürfe machte man längst den Freymaurern und den Rosenkreuzern. Der künftige Regent könnte auf diese Art in qualitate Iesuitica Despot der ganzen Welt werden. Eine so grosse Gesellschaft von Halunken besteht nicht lange, ohne endet zu werden. Das obige wird noch mehr lächerlich gemacht. Unter den ersten 12 Jesuiten (Aposteln) war ein Judas, und unter soviel Tausend lojoloatischen Jesuiten kein Judas mehr! — Fortsetzung der Apologie der Jesuiten. Man könnte sogar den Mariana vertheidigen, welcher den Königsmord billigte.

## Vierzehnter Brief.

Hr. Fridel vergrößert noch immer jedes Objekt 999mal, er spricht von einer mehr als schweizerischen Freiheit der glücklichen Oesterreicher. Er dachte nach: warum gewisse Einrichtungen

gen in Oesterreich langsam zu Stande gebracht werden. Der Monarch hängt nicht an Mißbräuchen und Aftervorrechten. Damit wird auf Ungarn gezielt. Ihre Fundamentalgesetze. Die Landtage werden seltener. Man hört nicht mehr eine einhellige Stimme der ganzen Nation. Wie noch die ungarische Freiheit ein bloßes Bliftry sey. Raynals und Linguets Grundsätze in Absicht auf beschränkte und unbeschränkte Monarchie.

### Fünfzehnter Brief.

Gesetzbuch der Ungarn ist vernünftig. Ungerlands Fundamentalgesetze. Freiheiten des Adels. Der erste König führt immer sanfte Sprache. Seine Nachfolger lachen darüber. So aber nicht Joseph. Der ungarische Adel entrichtete seine Steuer im voraus; sie war ehrenvoll. Maria Theresia mußte ihre letzten Ohrgehänge für 20000 fl. an einen Prager Juden verkaufen um 12000 Panduren rothe Mäntel zu schaffen. Ihr Feind wurde damit beschenkt. Ihre Lage war traurig. Der Adel Ungerlands opfert sich für sie auf. Seine Freyheit ist erkaufte, verdient, bezahlt. Sie wird abgeändert nicht aufgehoben. Der größte Theil davon wird durch das phisokratische System an den Bettelstab kommen.

### Sechzehnter Brief.

Du bist gerecht befunden worden! sollte das rühmlichste Epitaphium der Fürsten seyn, sagt H. Friedel. Joseph darf gewis darauf rechnen. Es ist nicht alles ungerecht, was es zu seyn

scheint. Absetzung der Obergespanen und Einführung der Commissairs kommt mit den Gesetzen einigermaßen in Collision. Hr. Friedel pocht auf Freiheit, weil er als ein Oesterreicher von der Bestimmung und der Würde eines Königs ein bißchen frei deklamirt. Man folgt ihm; und führt zum Beweise andere, die keine Oesterreicher sind an, und die auch über diesen Punkt frei denken. Wie der Regent seine Gebrechen bedeckt, der nach Ruhm dürstet, und nicht stäts rühmlich handelt. Von politischen Geheimnissen. Urtheile des M. d'Argens über die Könige aller Zeiten. Er empört unser Herz gegen die Majestät der Könige, und will beweisen, daß alle Regenten Tyrannen und Bösewichter sind. Er hat dadurch die Gnade des K. Friedrich nicht verlohren. Friedrich ist stäts eben so glücklich als groß gewesen. - Wieviel gegenwärtig von Negotiationen, wie wenig bloß von der militärischen Macht abhängt! Danzig zittert vor 250000 u. Holland vor 300,000 bewaffneter Krieger nicht, aber wohl vor einer gewissen Uebereinkommniß mit andern Höfen über das Schicksal eines dritten. Warum man dem Pabste etwas nachgesehen hat. Machiavelische Grundsätze werden widerlegt, aber nicht verworfen. Logik gekrönter Häupter. Einem jeden das seinige ist ein wahrer Unsinn. Eine politische Grille deren Ausführung in den Zeiten der Waldsteine und Tirlys unausführbarer gewesen als igo. Moral der Rabinete. Ist es nicht mein, was ich erobere? die despotische Regierung ist die beste.

## Siebenzehnter Brief.

Oesterreich hat die Finessen anderer Höfe studirt, seit dieser Zeit sagt H. Frid. wird es weniger bepart. Die Gerechtigkeit selbst ist eine Finesse. Politische Geheimnisse in wiefern sie billig sind. Ihre Schädlichkeit; der Nutzen wenn sie zum Theil abgeschafft würden. Schädliche Heimlichkeiten in Prozesssachen. Engeland und Frankreich ist besser daran. Man sollte die bedenklichen Prozesse drucken lassen. Heilsame Folgen dieser Anstalt. Man führt Beispiele an, Fürst Rhewenhüller. Graf R\*\*t Graf E. v. — Fürst E\*\*g, Graf R\*\*t — verlohren ihre Stellen, ohne daß die Gerechtigkeit öffentlich erwiesen worden; welches nach und nach einen bedenklichen obgleich ungegründeten Verdacht erwecken könnte! Was die Rabulisten gegen die Publizität der Prozesse einwenden? Wenn ein königlicher *M a c h t s p r u c h* stillschweigend anzunehmen ist?

## Achtzehnter Brief.

Herr Friedel räsonnirt von Oesterreichs Staatsökonomie: warum die Berliner den Kopf darüber schütteln. Der König stellt den Kaiser als ein Muster grosser Regenten den Prinzen seines Hauses dar. In seinem Cabinet hat er nur zwei Porträte, den Kaiser und den Herrn v. Voltair als die größten Männer seines Jahrhunderts. Man kann ein grosser Kaiser seyn, und doch nicht alles so wie man will ausführen. Mängel der

Militärökonomie. Wie viel soll die Armee kosten? Wie viel wird darüber verökonomisirt. Schädlichkeit dieser Anstalt.

### Neunzehnter Brief.

Von der Aufklärung der Desterreicher. Von den Mittern des rothen Hutes. Vom Kirchenprofoß und Vordelen, die einzuführen Hr. Friedel projektirt. Aufklärung und Verdienste einzelner Personen. Als Fürst K = z Graf H = b, Graf Ch = k, Graf W = n, Baron G = r, C. u. L. P = y, C. Z = y, und Urmainy, Appony ic. beweisen nichts für die Aufklärung überhaupt.

### Zwanzigster Brief.

Man kann sich der Gefahr, geschoren zu werden, um der Wahrheit willen nicht aussetzen. Grossinger wagt es, aber ihn schützt seine Geistesbeschränktheit. Die Gelehrsamkeit wird verachtet. Ursachen desselben. Ignoranten können sie nicht schätzen. Die Damen von Wien sind der Buchhandlung beste Stütze. Warum sie lesen. Vorher schon werden die aufgeklärten Damen von Wiengenannt. Hier noch welche von Prag. Sie besuchen Seibts Vorlesungen. Nähere Nachrichten von diesem Manne. Beschluß von Desterreichs Aufklärung in der Philosophie.

Ein den Sinn verderbender Druckfehler S. 164.  
Zeile 2. die Zunge, lies: der Zunge.

## Erster Brief.

Immerhin mögen diese Blätter, welche wir seit der Bekanntmachung der ersten Berliner Briefe wechselten, dem Publikum vorgelegt werden. Sie flossen aus einem von vernünftiger Freundschaft, für Sie, und Liebe zur guten Sache erwärmten Herzen: und ist solcher Gestalt nur erst ihre Quelle rein, was sollen uns da noch lange die Folgen ihrer Erscheinung bekümmern? Man lärme darüber, oder verdaue sie in der Stille, — deute und verdrehe fälschlich jeden anstößig scheinenden Satz; der Autor wird seine Person verborgen halten, und giebt den Verfolgern alles Guten für weniger als dreißig Silberlinge das Kind seines Geistes Preis. Der wackere Krieger feuert vermög seiner Pflicht wohlge-

mut auf seine Feinde los; tritt nun aus Ungeschicklichkeit oder Voreiligkeit ein Dritter darzwischen, und wird zum Krüppel geschossen, so ist es seine eigene Schuld. Freylich bekennt es der Krüppel nicht, lieber wolt er wohl noch einmal sovielen Schmerzen ertragen. Man schlägt den Stein, über welchen man auf die Nase hinstürzt, mit Unwillen, als ob er Empfindung und Gefühl hätte; er soll die Schuld unserer Unachtsamkeit oder unseres Rausches büßen; selbst der vernünftige Horaz verflucht die Hand, die einen Baum pflanzte, welcher zur Unzeit umstürzte, und ihn beynahe erschlagen hätte. Was würde aus dem Autor werden, der das Schicksal des Steines haben sollte? Nicht jeder hat so viel Weisheit als der Kaiser, welcher da ihm die Briefe aus Berlin zum Anathematisiren vorgelegt wurden, sie von der Verbannung los sprach: — weil darinn nicht seine allerhöchste Person, sondern — Friedels seine angegriffen worden sey. Billig hätte sie sonst die Censur, wenn nemlich der Kaiser darinn wäre angegriffen worden, verbieten müssen: denn daß man den Kritikern, vermög der ersten Verordnung bis zum Throne freye Passage gestatten müsse; ist nicht so zu verstehen, — daß ein Autor auch die Handlungen oder Gesetze des Kai-

fers wirklich kritisiren dürfe; denn solche Vermessenheit stört immer die öffentliche Ruhe: sondern daß er, von den guten Absichten des Kaisers überzeugt, nur dasjenige aufsuche, was diese schönen Absichten besser ins Licht setzen kann. Er hat übrigens den Pabst, den Cardinal, die Jesuiten und Ablässe, worüber er so ausgelassen witzeln darf, als es ihm nur immer möglich ist. Er kann die Prediger, die Mönche, die Nonnen, die Stubmädchen und die Ohrenbeichte hernehmen, kann dem Publikum etwas vorgaukeln, und die große Pressfreiheit rühmen, welche allenfalls dazu taugt, den Hunden des Alcibiades die Schwänze zu ersparen. Was diejenigen Angriffe betrifft, die man nur auf die Schriftsteller macht, diese können um so leichter erlaubt werden, als erstens an der Person eines Autors weniger als an der Wahrheit gelegen ist; und dann, weil man voraussetzet, daß derjenige Autor, der einen Schritt ins Feld wagt, ihn auch zu behaupten im Stande sey. Wenn der Kaiser z. B. einstens nach Schlessien wieder kommen wird, so wird er dem Könige gewiß auch Troß bieten, es ihm zu wahren; sollte nun aber ganz Europa mit non admittitur dagegen protestiren, so könnte er alsdann das Rechte seines Streites eben so wenig als ein Schrift-

steller, gegen das non admittitur des Staats, die Wahrheit seiner Sätze erweisen. Folgte wohl daraus daß er Unrecht habe? Und wenn ganz Schlesien in den Augen eines Königs ein Ding von Bedeutung ist, so ist es nicht minder die Wahrheit in den Augen desjenigen, der sie zu sehen gewohnt ist, und die Bestimmung des Menschen kennt. Wer ein wahrer Menschenfreund wäre, der sollte die Censur nicht zur Despotin der Vernunft werden lassen. Ob sie es in Oesterreich ist oder nicht? darüber können sie mir die beste Auskunft geben.

## Zweiter Brief.

Der Baron Switten, schreiben Sie, ist ein großer Mann. Ein Minister, und doch zur jeden Stunde sprechbar, mit einem Ordensbande ausgeschmückt, und doch leutselig zuvorkommend, niemals auf seine Meinungen hartnäckig beharrend: und doch ein Gelehrter! — Er liebt sein Amt um der Aufklärung willen; schützt Recht und Wahrheit mit seinem ganzen Ansehen; sucht nicht die Buchdrucker zu stürzen; und verbietet nicht sogleich, nach mehr als türkischer Art, alles, was ihm blos nicht gefällt, und

seiner Meinung entgegen handelt; sondern nur dasjenige, was vermög des Censursystems in Oesterreich nicht öffentlich verkauft werden darf. Er liest fast alle Manuscripte selbst, und diejenigen, welche sich darunter auszeichnen, berichtigt und verbessert er oft auf eine sehr vortheilhafte Art. Es ist wahrhaftig nicht seine Schuld, — wenn sollten Produkte vom Belang zum Vorschein kommen. Indessen ist mittelmässige Waare ja nicht unbrauchbar! aber auch Mittelmässigkeiten werden alle Tag seltener. Man kann nicht läugnen, daß die Menge von Schriften, die Wien seit der neuen Regierung überschwemmt, das Publikum klüger gemacht haben. Es hört auf, die Broschüren zu kaufen und zu lesen: Es fällt nicht mehr so geschwind über einen auffallenden Titel her, sondern muß erst durch den Lärm, den eine Schrift bei ihrer Erscheinung erregt, zum häufigen Kaufen gereizt werden. Ehedem wars sehr leicht, mit den 5 Fingern an der rechten Hand das ganze lesende Publikum in Bewegung zu setzen, Hr. v. Schönfeld, der im Jahre 1778. noch selbst in eigener edlen Person an der Presse mit einem Junge abgedruckt hat, was seine gnädige Frau Gemahlin mit selbst eigenen Händen, damals schwanger, aus Mangel an Gesellen, setzen mußte; dieser nun im eng-

lischen Wagen prangende, Bälle, Tafeln und noble Assambleen veranstaltende Buchdrucker, der sich erst kürzlich über die Undankbarkeit der Autoren zu beklagen erfrechte, hat den elendesten Broschüren sein Vorkommen zu danken. Er ist, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, wie ein gefressiger, allesgierig auffaugender Schwamm aus dem Niste empor gewachsen. Die übrigen Buchdrucker und Buchhändler machten sich, nur nicht mit sovieler Industrie, diesen Zeitpunkt nicht minder zu Nutzen. — Man glaubte, daß Publikum würde von der Seuche alles unter einander zu lesen, nicht wieder hergestellt werden; man errichtete zu diesem Ende auf allen Ecken der Strassen Buchdruckerereyen; Schuster und Schneider, Advokaten, Komödianten und Kavaliere ergriffen die Fahne des Doktor Fausts, um gegen die Vorurtheile des Pöbels, die Geistlichen und den Aberglauben mit einer Raserei zu Felde zu ziehen, die jener der Kreuzzige nicht unähnlich ist. Allein mit Vorurtheilen und Aberglauben ist es eine eigene Sache; man kann nie aus dem Grunde davon geheilt werden. Durch die Erziehung dem Kinde eingeprägt, kehren sie mit ihrer ganzen Stärke im Greisalter zurück, wenn gleich der Leichtsinn des Jünglings — von ihrer Nichtigkeit überzeugt

zu seyn glaubt. Selten bringt es ein Mann zu Wege, — und dieser muß sich der Philosophie ganz widmen, gegen alle aufstossende marternde Zweifel, ob jenes oder dieses — vielleicht mehr als eine Schimäre ist? sicher gestellt zu seyn. Die Metaphysik, — die ewige Träumereien von der geistigen Welt, von Materie und Seele zc. gesellt sich leicht zur Theologie, und die Mischung hiervon, die aus der Vereinigung dieser Gegenstände entspringt, sey noch so vortreflich und erhaben, so ist sie doch stets die Quelle der Irthümer und der Vorurtheile. — Die Metaphysik ist arm an Wahrheit, und ob — verfeinerte Vorurtheile der Weltweisen oder grobe des Pöbels beruhigender für den einzelnen Menschen, heilsamer oder schädlicher dem Staate sind, ist noch immer eine Frage, die die Weltweisen und Aufklärer von Wien schwerlich beantworten werden: eine Frage, die eher hätte beigelegt werden sollen, als man die vorigen Grundsätze der Religion, oder besser zu sagen, kirchliche Meinungen des Volks zu erschüttern wagte. Indessen sind diese Meinungen doch nicht aufgehoben, doch nicht aufgeklärt worden; man reizte mit den interessantesten Titeln die Neugierde des Lesers, die man zu befriedigen nicht Verstand genug hatte; man wurd nur zu früh von dem

feichteren Leser selbst übersehen, und ersticke durch diese litterarische Betrügereyen vollends jene löbliche Wißbegierde, die doch ehedem Werke vom anerkannten Werthe aufsuchte. Die Aufklärung, die sich nicht wie eine Par force = Jagd betreiben läßt, gieng mit langsamen aber verlässlichen Schritten vor sich; man strebte nicht so sehr, über Dinge, welche erst in jener Welt klar werden sollen, Aufschlus zu erhalten; sondern sich in nützlicheren auf das irdische Leben Bezug habenden Wissenschaften zu unterrichten. „Wären unsere Schriftsteller und Schrifterlinge auf der von Sonnensfelsen ihnen vorgezeichneten Bahn geblieben; und hätten sie stäts nur nützliche Materien die auf den Staat unmittelbar Einfluß haben, behandelt, hätten sie den P. Fast, Pochlin und Obermayer unbefritelt gelassen, so würden sie freylich wohl nicht leicht Sonnensfelse aber doch noch immer verdienstliche Skribenten, welche die Achtung des Publikums gewonnen hätten, geworden seyn. Der feichteste Kopf ist im Stande, die offenbarte Religion lächerlich zu machen. Sie gründet sich auf unbegreifliche Geheimnisse: und was der Vernunft zu widersprechen scheint, sey es, daß es sie übersteige! giebt jedem Schufte von Schriftsteller Blöße genug, um von ihm ausgehört zu werden.“

Alles, was Sie in diesem Briefe sagen, unterschreib ich ohne Widerrede. — Nur eines hätten sie mir aufklären sollen, nemlich den Ausdruck, dessen sie sich zu Anfange ihres Schreibens bedienen, und davon ich keinen deutlichen Begriff habe. Sie reden von einem Censursystem. Worinn besteht wohl dieses? — Worinn kann es bestehen? Entweder man erlaubt alles zu drucken, und zu verkaufen, wie in Dänemark, Engeland und noch andern Staaten, oder man verbietet fast alles, wie in Spanien, Portugal (und damit wir lieber in der Nähe bleiben) — in Baiern; wo der Censor jede Naturlehre und Naturgeschichte verdammt, damit die Naturalisten der Religion kein Schnüppchen schlagen. Diese beyden Extremen von Freyheit und Unterdrückung können allenfalls systematisch genannt werden: sie haben ihre festgesetzte, bestimmte, mit dem übrigen System der Regierung harmonierende Regeln. Allein das Mittelding davon, eine Censurfreyheit, die wie das Aprilwetter abänderlich ist, bald strenge bald nachsichtig seyn soll, bald für Jesuiten und wider Jesuiten zu schreiben öffentlich gestattet, und in kurzer Zeit darauf die nemlichen Schriften wieder verbietet; nach Willkühr ihr Toleratur Vermittitur oder Admittitur ertheilt — so eine fran-

jüdisch, berlinisch, spanische Einrichtung kann nur spottweise Zensursystem genannt werden. Wäre in Oesterreich ein Zensursystem vorhanden, (strenge, eingeschränkt, oder nachsichtig und frey, darauf kommt es hier nicht an!) so müßten doch wenigstens die wirklichen Zensores davon unterrichtet seyn? Sie müßten wissen, was zu erlauben oder zu verbiethen, ganz stehen zu lassen, zu verändern oder auszustreichen sey? Allein das wissen sie nicht. Sie haben keine deutlichen Vorschriften, keine Gesetze. Oft streicht Rozalino aus, was Keger mit Abänderung permittirt, und der Präsident ganz stehen läßt; oft lassen diese unverändert eine Schrift zu, die der Bar. Switten durchstreicht. Das meiste geht um Dispensation zum Präsidenten, der seine geheimen Aufträge haben mag, die aber eben darum, weil sie geheim sind, und mit jedem Monat, wie es scheint, abgeändert werden, auf den Titel eines ordentlichen Systems keinen Anspruch machen können.

In den Provinzen geht es vollends erbärmlich zu. Da werden oft Schriften erlaubt, die zu Wien verboten werden, und wodurch nothwendig die Verleger zu Grunde gehen müssen. Diese Unzuverlässigkeit verleitet viele, manche Werke zu drucken, ohne die Censur erst zu befragen. Man

schickt die Verlagsartifel vom Kärntnerthor, mit Leipzig und Frankfurt bezeichnet, als eine ausländische Waare auf die Zensur, — und da mag's nun gehn wie es will, so viel wird man unter der Hand immer los, um allenfalls die Druckunkosten heraus zu kriegen, und dem schmachtenden Autor für so viele Tage, als Er an einem Werke zu arbeiten hatte, eine hinlängliche Brodportion zu verschaffen. Diese Unzuverlässigkeit der Censur nöthigt die Autoren und ihre Verleger Schleichwege einzuschlagen, die immer für sie gefährlich sind, und dem Staate Schande bringen. Der heimliche Verkauf solcher Schriften vergrößert nur die Unruhe des Volks, und giebt zu mancher lächerlichen Ereigniß Veranlassung, die dem Ausländer von dem Censursystem nicht die deutlichsten und vortheilhaftesten Begriffe geben kann. Man erinnere sich der Anekdote bey der Erscheinung der tollen Schrift, genannt: die Verbannung der Jesuiten aus China. Dieses Buch hat der Kaiser der sich über jeden Gegenstand so viel als Menschen möglich ist, refferiren läßt, verboten: und zwar mit Recht: denn es wird darinn der göttliche Stifter unserer Religion sans façon der Sohn eines Zimmermanns genannt, und der Verfasser bedient sich dergleichen grobwitzigen Ausdrük-

cke fast auf einer jeden Seite, die nichts gegen die Wahrheit seiner vortreflichen Lehren beweisen, ihr Ansehen aber beym blöden Volke schwächen, oder es doch einigermaßen ärgern, wo nicht beunruhigen können. Bey dieser Gelegenheit glaubte nun der Kardinal, könne Er dem Schleichhandel mit in Wien heimlich gedruckten Büchern am besten den Garaus machen.

Lange, aber immer vergebens, hatte sich dieser eifrige Diener des Altars bemüht, ein Exemplar von dieser vom Kaiser selbst verbotenen Schrift zu bekommen. Allein es hatte seine Schwierigkeiten: denn die Erlaubnißzettel auf dieses Buch, davon zum Glück kein Exemplar bey den Buchhändlern zu finden war, sind mit zu behutsamer Sparsamkeit ertheilt worden. Das sicherste, aber nicht das geschickteste Mittel, seinen Wunsch zu erlangen, war dasjenige, dessen er sich bediente. Er bat den obersten Kanzler darum, dem die Censur als ihrem Chef das Buch nicht vorenthalten konnte. Mit diesem vom obersten Kanzler erhaltenen Exemplar gieng die triumphirende Eminenz geradenwegs zum Kaiser; versicherte ihn, die Censur verkaufe solche von Thro Maj. selbst verbothene Werke öffentlich; worüber der Kaiser nothwendig äusserst aufgebracht werden mußte. Er lies sogleich den

Baron Switten zu sich kommen, welchen Er mit vielem Ernst darüber zu Rede stellte. Dieser, sich wohl bewußt, kein Zettel ausgestellt zu haben, wodurch dieses Buch in die geweihten Hände des Kardinalpriesters hätte gerathen können: zugleich ein Menschen- und Prälatenkennner, erwiederte: der Kardinal müsse dieses Buch nur vom Grafen Kozlowrath selbst erhalten haben: und diesem könne eine ihm untergeordnete Stelle kein Buch vorenthalten. Uebrigens würde es dem Kardinal schwer fallen, die Wahrheit seiner Anklage, daß die Censur. dergleichen Schriften öffentlich jedermann verkaufe, zu erweisen. Der Kaiser schickte hierauf zum Oberstkanzler: er wisse, daß er das Buch von der Verbannung der Jesuiten in China besitze. Er soll ihm dasselbe auf einige Stunden zum Ueberlesen leihen. Kozlowrat mußte bekennen, daß er dieses nemliche Buch dem Kardinal geliehen habe. — Die Folgen davon waren; 1.) man untersagte dem Kardinal künftighin mündliche Anklagen bey Hofe zu machen; 2.) Auf sein Promoria, darinn sich Migazzi mit allen Ausflüchten entschuldigte, schrieb der Kaiser: quod fecisti nega, est prima regula Juris; 3.) sprach man vom Verluste des einen Bisethums des Kardinals, und Kozlowrath? — Hat der nicht Rache genom-

men? denn wie leicht hätte ihm der Kardinal in die verdrüßlichsten Verantwortungen verwickeln können? — Nein. Der Kanzler, ein eifriger Katholik, verziehe es dem Erzpriester, weil er ihn versicherte, daß er diesen Schritt nicht aus Nachlas der Hochachtung gegen ihn, sondern zur Ehre der allein seligmachenden Religion wagte.

Sie wundern sich, wie ich von so mancherley Partikularitäten unterrichtet sey? Ich habe meine Korrespondenten zu Wien, und diese sind, wie sie es aus der eben angeführten Anekdote abnehmen können, — keine Jesuiten.

Noch viel mehr Despotismus, und zwar systemloser Despotismus herrschet in den Provinzen. Die Censoren zittern, so oft sie ein anstößig scheinendes Buch erlauben sollen: und die meisten erlauben alle nur, um nicht verantwortlich zu werden, erga Schaedam. Wie wird man da nicht gemartert, eh man das Glück hat, einen Zettel heraus zu bringen? — Bey uns kennt man keine Revision von Büchern. Man ist zwar in Absicht auf Manuscripte einer Censur unterworfen: denn dem König ist es nicht gleichgültig, was in der Hauptstadt seines Reichs, gleichsam unter seinen Augen mit dem Impressum von Berlin gedruckt wird: allein was schon einmal gedruckt nach

Berlin kömmt, ist keiner Revision mehr unterworfen. Er sieht die Lächerlichkeit, gedruckte Bücher dadurch vertilgen zu wollen, nur zu deutlich ein. Je schärfer ein Buch verboten wird, desto mehr wird es gesucht: man zahlt es theurer, lacht des Verbotes, und liest es mit desto grösserer Aufmerksamkeit. Solange die Unwahrscheinlichkeiten (eine sehr einfältige Broschüre!) verboten waren, bezahlte man sie zu Wien für 1 fl.; zu Linz für 51 kr. schrieb sie sogar ab, da noch einiger Mangel an gedruckten Exemplaren gewesen ist; sobald aber dieser Wisch erlaubt wurde, hörte man sogleich auf, ihn zu kaufen und zu lesen. Die Ursachen, warum dieses System nicht dahin abgeändert wird, daß für gedruckte Bücher keine Censur oder Revision existire, sind nicht zu ergründen. Vielleicht ist die Eitelkeit der Censoren, die sich gern wichtig machen oder erhalten wollen, nicht die allerunbeträchtlichste darunter. Ich kenne, schreibt mir mein Freund, nichts komischeres als das Amtsgesicht eines Bücherbeschauers von dieser Hermandat zu Prag. Mit seinen Mienen könnte Lord North im Parlamente Furcht und Schrecken einjagen: man sollte glauben die Entscheidung des Schicksals von Amerika darinn zu lesen, — und indessen ist's nur Evakatel und Prinz

Schnudi, worüber die verdammende Seele des hochmüthigen Censors deliberirt.

Nun vollends die Schriftsteller in den Provinzen, welche von den regierenden Censoren als Subalterne angesehen werden, was müssen die sich nicht alles gefallen lassen! Keiner derselben ist zu fragen befugt, warum diese oder jene Stelle aus der Mitte seiner Abhandlung weggestrichen wird? der Censor ist ihm keine Red und Antwort zu geben schuldig. Er muß es leiden, wenn durch dieses Zerfetzen seines Manuscripts das Werk den eigentlichen Sinn und Zusammenhang verliert. Oft werden ihm vom Censor verschiedene Grobheiten an den Rand seiner Handschrift geschrieben. Man nennt ihn vermessen und frech, oder wie man sonst will. Macht er Miene, sich darüber zu beschweren, so unterdrucket man sein ganzes Werk. Solche grobe Zuschriften werden nicht einmal versiegelt. Der Bediente von der Censur, und der Buchdruckerjunge der sie aus der Censur holt, sind die Zeugen des Brandmals der Schande, das der übermüthige Despot der Vernunft dem Verfasser aufdrückte. Solche Mishandlungen der Schriftsteller sind nichts seltenes. Ein Beyspiel davon ist der N. v. Steinsberg. Er schrieb der erste eine Predigtenkritik, welche zu Prag von Nieggern zensurirt, und

Von dem vernünftigen Oberstburggrafen von Fürstenberg unterstützt wurde. Er wollte diese Schrift im Jahre 1783. fortsetzen, allein das Censurregiment war damals nicht mehr in den Händen eines Gelehrten, sondern eines — — (wir wollen im Grabe seiner Asche schonen! —) in den Händen des Baron Kos. Dieser schrieb an den Rand des Manuscripts folgende Handresolution: „Hier in Prag will die vermessene Schriften des N. v. Steinsberg kein Professor rezensiren. Ich als Gubernialrath und Referent in censurs Sachen werde mich mit Verbesserung deren grammatikalischen Fehlern nicht abgeben, und seine elende Aufsätze verbessern, will der Verfasser zu seiner Schande sich in Druck lächerlich machen, und bey der Wiener Hofzensur zu Schanden machen, kann er sich dahin verwenden. Den 30. Septemb. 1783.“

J. M. Frenherr v. Kos.

Der Ritter v. Steinsberg verstand keinen Spas. Er reichte bey dem Gubernium gegen den Baron Kos eine Klage ein, darinn er ihn lächerlich machte. Er führte in seinem Promemoria an, daß er seine Handschrift aus Mangel eines besseren Kopisten — einem gemeinen Soldaten, die gewöhnlich nicht am korrektesten schreiben könnten, anvertraute, Baron Kos

werde dieses am besten wissen, da er selbst ehedem gemeiner Draggoner gewesen sey. Er hätte den Hrn. Referenten auch nicht ersucht, seine Schriften von irgend einem Professor rezensiren zu lassen; sondern er habe nur die Censur darauf verlangt; und diese könne man ihm nicht versagen, weil zur Verhütung solcher Unbequemlichkeiten, mit jeder Schrift an die Wienerische Censur zu recurriren, durch Anstellung der Provinzialzensoren von Sr. Majestät vorgebeugt worden sey; welchen ja freyliche die Vermessenheiten aus den Handschriften weg zu streichen. Er beklagte sich über solche unversiegelte Resolutionen, wozu er nicht den Referenten berechtigt glaubte, und endlich den Punkt betreffend: daß sich der Baron mit Verbesserung der grammatischen Fehlern als Gubernialrath nicht abgeben könne; versicherte Steinsberg, daß er ihm die Korrektur seiner Schriften nie habe aufbürden wollen; vielmehr würde er, wenn ihm der Hr. Gubernialrath auch selbst diesen Dienst angetragen hätte, dagegen protestirt haben: weil er in den wenigen Zeilen seiner eigenen Resolution 25. Fehler, laut der Gottschedischen Grammatik, habe stehen lassen. Dieses Promemoria machte bey dem Gubernium einen grossen Lärm, und Steinsberg erhielt durch den

Königl. Stadthauptmann Grafen v. Hartmann einen Verweis; zugleich aber den Trost, daß man künftighin seine Schriften zensuriren werde. Wie hängt alles dieses mit einem System zusammen: wenn anders nicht die Absicht, jeden andern Stand, jede andere Klasse von Menschen auf eine andere Art zu unterdrücken oder zu kränken, die Seele des Oesterreichischen Staatssystems ausmacht? Da diese Absicht aber dem Freunde und Schätzer aller Menschen nicht leicht zugemuthet werden kann, so ist vielmehr zu glauben, daß man von dem Worte System in Oesterreich, ob man sich gleich dessen dort so oft bedient, keinen deutlichen Begriff haben müsse.

### Dritter Brief.

Man würde nicht fertig werden, wollte man sich darauf einlassen, eine skandalöse Chronik der Oesterreichischen Censur seit 1780. bis wohin sie strenger, aber doch systematisch gewesen ist, zu schreiben. Ein gewisser Neuß, Doktor der Arzneikunde von Prag hatte den Einfall, bey Gelegenheit, als das von Mostiz neuerbaute Theater zum erstenmal eröffnet werden sollte, eine

Theaterkritik zu schreiben; — die mit vieler Bescheidenheit verfaßt gewesen seyn soll. Der Gubernialrath und Referent in Censursachen B. v. Koz konnte sich damit nicht abgeben, einer Schrift das Admittitur zu ertheilen, welche, wie er muthmaßte, seinem Hrn. Präsidenten üble Laune machen könnte. Er schrieb sehr offenerzig für einen Censor an den Rand dieser Theaterkritik: „es ist vermessen, wider das Theater, welches der Oberstburggraf erbaute, etwas so kritisches drucken zu lassen“. Doktor Neuß, ein junger feuriger Mensch, wagte es hierauf, sich deshalb in eine mündliche Konferenz mit dem Hrn. Referenten einzulassen. Ich will dieses Gespräch, wie es mir mitgetheilt wurde, auch Ihnen wieder mittheilen.

Doktor Neuß.

Euer Frenher. Gnaden erlauben

Der Baron.

Wie heißt er? wer ist er?

D. Neuß.

Ich bin der Herausgeber der Theaterkritik.

## Der Baron.

Wer hat ihm erlaubt, solche vermessene Schriften zu verfassen?

## Doktor Neuß.

Ich selbst habe sie nicht verfaßt; aber die eigentlichen Verfasser derselben, die mir die Herausgabe ihrer Blätter anvertrauten, glauben dazu berechtigt zu seyn, nach dem sogar in der vorigen Regierung, wo die Pressfreiheit noch nicht so erweitert war, Kritiken über Schauspiele und Schauspielkunst gedruckt wurden.

## Der Baron.

Räsonir mir der Herr nicht! Seine vermessene Schrift soll durchaus nicht gedruckt werden. Pressfreiheit! ja! ja! — weiß er nicht, daß der Obristburggraf das Theater schützt? — daß er mir befohlen hat keine Schrift zu passiren, darinn er deswegen getadelt oder gelobt wird? —

## Doktor Neuß.

So werden Euer Frensh. Gnaden erlauben, daß die Verfasser nach Wien rekuriren dürfen.

## Der Baron.

Señ der Herr nicht impertinent. Sie mögen zum Teufel und seiner Großmutter recurriren; solang ich der Referent von der Censur bin, soll keiner von seinen elenden Wischen gedruckt werden.

Obwohl der Bassa von Belgrad mit einem Muselmann anders hätte sprechen können? Doktor Reuß recurrirte aber wirklich an die Pforte selbst, und erhielt zu Wien das Imprimatur ohne Anstand. Als er nun kaum mit diesem Wiener Imprimatur die Ankündigung zu Prag drucken lies, ward sie auch sogleich wieder konfiszirt. Warum? Weil der Autor nebst diesem auch noch ein Pragerisches Imprimatur hätte einholen sollen. Er beschwerte sich abermals darüber zu Wien, und gewann, da hierdurch das Ansehen der Wiener Oberzensur beleidigt wurde, natürlich seinen Prozeß; aber er verlor zugleich allen Muth die allerhöchste Gnade einer dergestalt systematisch erweiterten Pressfreiheit zu nützen: und unterdrückte seine Theaterkritik in dem nemlichen Augenblick.

Je mehr die Zensur erweitert wird, desto mehr geht von dem Ansehen des Zens

surpersonale verlohren; und man müßte den Menschen gar nicht kennen, wenn man noch zweifeln wollte, daß diese Menschen um in ihrem Verhältniß wichtig zu scheinen, alle mögliche Chikanen anwenden, dem lesenden Publikum und besonders den armen Schriftstellern ihre unnütze Existenz fühlbar zu machen.

### Vierter Brief.

Wenn man sich in der Welt etwas widersinniges denken kann, so ist es die wohl weise Maxime, gegen auswärtige Produkte nachsichtiger als gegen inländische zu seyn. Diese Maxime untergräbt den Wohlstand der einheimischen Buchhändler und richtet die Hausbuchdrucker unfehlbar zu Grunde. Tolerirte Werke, die vom Auslande ins Oesterreichische geführt werden, darf man öffentlich verkaufen, aber nicht drucken. Dieser weisen Verfügung zufolge müssen alle guten Manuskripte, — (wenn ja etwas gutes geschrieben werden kann, wo das Bücher-Inquisitionsgericht sogleich 100. Dukaten Strafe abfordert, und der Schriftsteller auf eine so grobe Art behandelt wird) ins Ausland. Im Inlande ist der moralische

Schaden immer der nemliche, weil die auswärts gedruckten Bücher um so häufiger aufgegriffen werden, aber wahrscheinlich glaubt man die Sünden einigermaßen dadurch abzubüssen, daß man die quasi Beichtpfennige an die auswärtigen Buchhändler- und Buchdrucker bezahlt, und zur Versöhnung des Himmels die Inländischen zu fasten und zu darben zwingt. Diese hierdurch beschwerten Kontribuenten unter dem Szepter des Menschenschäfers, welche zur Ehre des Staats, nicht wie die Bettelmönche die Armut geschworen haben, verletzen zwar bisweilen ohne Vorwissen der Censur manche Werke, deren Titelblatt mit Konstantinopel oder Amsterdam ad captandam benevolentiam ratifizirt wird: allein nachdem das wohldurchgedachte Censursystem nicht zu ergründen ist, so können sie auch nicht voraus bestimmen, ob ihre also vom Ausland hereingeschwarzten Artikeln mit dem Toleratur durchschlüpfen, oder mit dem Bannstrahl non admittitur getödtet werden. Trifft der letzte Fall ein, welches nicht selten geschieht, besonders wenn es einer von den armen Sündern ist, dem der Censor auf den Dienst lauert, so hat er einige hundert Gulden mit einem male verlohren, und mag zusehen wie er fertig wird. Schönfelden hat man 1784. die zu Prag mit vie-

ten Censur systematischen Kreuzstrichen mis-  
 handelte Offenbarungen über Deutschland  
 zu Wien verboten, ohne daß er an den  
 Censor zu Prag, weil er noch immer zu wenig  
 davon gestrichen hat, einigen Regreß hatte.  
 Er verlor dabei, ungeachtet des Prageri-  
 schen Admittitur an 400 fl. ohne müssen  
 zu dürfen. Man rieth ihm wohlmeinend,  
 seine gedruckten Exemplare fortzuschaffen,  
 und sich auf keinen weiteren Prozeß einzu-  
 lassen. Mit den Gesetzen für die Kaiserl.  
 Armee gieng es nicht besser. Dieses Buch,  
 welches das Prager Admittitur hatte,  
 wurde durch ein Detaschement von Wurms-  
 fer Hussaren abgeholt, und der Herr Buch-  
 drucker wäre bald mitgenommen worden.  
 Endlich wurd es doch wieder zu Wien er-  
 laubt, und der Wiener Faktor Waimar  
 erhielt zur Vergeltung, weiler, dieses Bu-  
 cheswegen, soviel zu leiden hatte (Er wurd  
 nämlich zum Präsidenten Haddik geholt,  
 von dort mit zwey Korporalen nach Hof  
 geschickt, und mit vieler Strenge exami-  
 nirt, ob er dieses Buch hier gedruckt habe,  
 wie stark die Auflage sey? 2c.) eine Buch-  
 druckerfreiheit. Bey diesen betrübten Fol-  
 gen eines wohldurchgedachten Censursystems  
 lies der arme Schlucker v. Schönfeld, dem  
 schon die Ode des Hrn. Haschka 100. Dil-  
 lanten zu stehen kam, der auch übriges

nicht das reinste Gewissen hatte, sondern sich mancher landesüblichen Einschwärmungen bewußt gewesen, seine Flügel sinken, und schwieg stille. Auf diese Art beherrschen die Blutrichter an dem, Vernunft und Wahrheit systematisch schindenden Departement ihre untergeordneten Sklaven, und den bessern vernünftigeren Theil des Publikums. Die Wahr- oder Unwahrheiten welche der Censor vom Haus Oesterreich zu vertilgen angeordnet ist, werden doch gelesen, doch häufig verbreitet; — und der politische Gewinnst? besteht im reinen Gewissen, daß diese tolerirte Wahr- oder Unwahrheiten, nicht im Lande verlegt wurden. Es erfordert die Modestie, daß man keine Stiere halte, sondern daß die Kühe zum Bespringen über die Grenze geschickt werden, sollte man auch zur Aufnahme dieser Modestie für die Gefälligkeiten des Stiers mehr bezahlen müssen, als am Ende das Kalb werth ist, womit unsere eigene Kuh in das Land wieder kömmt. Allein, was soll das fruchten? Das weiß ich nicht, und wer kann es wissen, was diese widersinnig scheinende Verfügung, diese lächerliche Modestie für einen in dem Censursystem verwebten zureichenden und vernünftigen Grund hat? die grossen reformatorischen Genies lassen sich nicht so leicht in die

Karte gucken; der schlichte Menschenverstand ist nicht immer hinreichend, die wohlweisen Ursachen ihrer widersprechend scheinenden Handlungen auszuspähen; der Nutzen ihrer Anordnungen ist gewis und unausbleiblich, wenn es auch nicht ein augenblicklicher Nutzen ist. Man darf auf diesen gewissen und grossen Nutzen um so sicherer rechnen, je mehr der Reformator den Titel eines Menschenschätzers verdient. Mit diesem erhabenen Titel begnügt sich zwar ein grosser Reformator selten: kann ihn auch wohl selten verdienen: er scheint mit dem Begriffe Reformation selbst im Widerspruch zu stehen: denn wer alles umkehren will, der richtet die Ruhe eines Menschengeschlechts unausbleiblich zu Grunde. Alexander darf, wenn er seine Unsterblichkeit liebt, kein Menschenschätzer seyn; eben so wenig ist es derjenige, der die Altäre des Aberglaubens, woran das Menschenherz klebet, nieder reisset. Alexander erobert Länder um sie glücklich zu machen; darum stürzt er die Könige vom Throne, darum schlägt er die Väter der künftigen glücklich seyn sollenden Kinder todt!

Frenzlich entsteht in dem Augenblicke des Greuels und der Verwüstung ein Zetergeschrey. Die Väter röcheln einen gröss-

lichen Fluch, und die zum Glücke ausersehenen Kinder liegen verzweifelt und vom Schmerz zerrissen auf ihren Leichnamen. Aber wenn demaleinst der Schätzer der Menschen, Alexander, in der Herrlichkeit eines Wohlthäters erscheint; und die Nachkommen unter dem Szepter eines weisen und menschlichen Gesetzgebers die Früchte einer systematischen Regierung genießen, dann vergessen sie der Jammerszene von Anno Domini \*\*\* vergessen der erschlagenen oder vor Hunger gestorbenen Vorfahren; und loben das menschenliebende System, dessen erste Paragraphen nur etwas bitter klangen! Daß vielleicht der künftige Regent ein anderes System bereits für ihre Nachkommen entworfen habe, dessen erstere Paragraphen sie vielleicht noch selbst erleben könnten? fällt ihnen gar nicht ein. Sie sind mit ihrem Daseyn zufrieden, schreiben den Namen ihres Regenten in die goldenen Jahrbücher unter die Zahl der Menschenfreunde, oder wenn er vielleicht im späten Alter Reu und Leid über seine delicta juventutis öffentlich abgelegt hat, unter die heilig frommen Büsser, die nur noch die Taxen zu bezahlen haben, um förmlich kanonisiert zu werden.

Welche freudige Aussicht für die Beherrscher der Erde! — Man pflegt zu sagen, Volksstimme: Gottesstimme! Man könnte leicht noch hinzusetzen: Volksgefinnung, Gottesgefinnung. Auf dem Sterbelager verzeiht Gott dem Sünder alle seine Vergehungen um einer einzigen guten Handlung, um eines einzigen reinigen Gedankens willen; das Volk thut in Absicht seines Beherrschers zu jederzeit und aller Orten, das nemliche, aus eben so geringfügigen Ursache, wenn ihm gleich vorher die Haut über die Ohren gezogen wurde: und das Auge noch alleweile von schmerzlichen Thränen überfließt.

## Fünfter Brief.

Wenn man es nun vollends beim Lichte besteht, ob der Monarch auch das Recht haben könne: oder, weil der unbeschränkt herrschende Regent einmal doch zu allen Dingen das Recht hat, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen; ob der Regent nicht zu grausam handle, wenn er der ihm nie untergeordneten Eigenschaft der Seele, unserer Vernunft engere Grenzen setzen will, als sie Gott selbst derselben setzte, welche

Gedanken drängen sich da nicht dem Weltbürger auf? Wie ist da nicht die Majestät der gesammten Menschheit beleidigt? Wer ist wohl derjenige, sey er doch immerhin auch der griechischen Weisen einer, welcher mit einer Zuverlässigkeit, die einen allübersehenden Geist voraussetzt, bestimmen könnte, diese Wahrheit oder Unwahrheit ist an sich selbst böse; kann keine guten Folgen haben; es können keine heilsamen Wahrheiten daraus entwickelt werden u. s. w. Welcher Weise will der moralische Vormünder eines ganzen Volkes seyn, und sagen: dieser Satz ist für die Seele einer ganzen Nation noch viel zu fein, viel zu hoch, viel zu paradox? Welcher einzelne Mensch will mehr Verstand haben, als eine ganze Nation, um zu verlangen, daß alle ihre Seelenkräfte bloß nach seinen Einsichten administrirt würden? Wenn er nun vollends weis, oder begreifen kann, daß mathematische Wahrheiten ausgenommen, jede andere Wahrheit relativisch sey, daß einer Nation dadurch eine gleiche Denkungsart geben zu wollen, indem man Ihr gewisse Grundsätze aufzuzwingen, gewisse Lehren und Glaubensartikel in ihre Hauspostillen zu bringen, und alles andere, was ihr Gehirn aufhellen könnte, zu verdrängen sucht; die lächerliche Bemühung eines Don-

quirottes sey, wenn er es fühlen kann, daß dieser Seelenmord weder den von guter Polizei und militärischer Assistenz entblößten Staat und seinen Thron noch die öffentliche Ruhe seiner Unterthanen sicherer macht; wenn er es einsieht, daß freye und aufgeklärte Völker die nothwendigen Staatsauslagen und die zufälligen *Dona gratuita* noch immer williger als die dummen Viehmenschen bezahlen, die man erst in den Bockspannen muß, um ihnen solche freiwillige Abgaben abzunehmen; über welche Abnahme sie sich auch darum nie trösten: weil es ihr eingeschränkter Verstand nie begreift, — was für eine Wohlthat ihnen daraus erwächst! Wenn er es einzusehen vermag, daß sogar personelle Anzüglichkeiten, in wiefern es nicht Pasquille sind, etweder öffentliche Klage sind, woben nur der Schürke, der nirgend eine Freystadt finden soll, zu zittern hat, den man anders weil er allenfalls zu mächtig ist, anzugreifen fürchtet; oder eine billige Rache, die man über jemand gewisser Beleidigungen wegen nimmt, welche kein Richter ahndet, die sich zu keiner rechtlichen Klage qualifiziren, und doch äußerst schäldich seyn können, man denke sich hier z. B. versteckte Verläumdungen oder Undankbarkeit von aller Art offenbare, Chikanen der Grossen, u. d. gl. Der

Rechtliebende Monarch muß nie die Wahrheit mit Füßen treten, sie komme, wie sie wolle, mit oder ohne Schleier, schüchtern oder mit einem männlichen Muth, und wenn nun am Ende sogar Pasquille zum Vorschein kämen — wem könnten diese wohl schaden? Niemand anders, als dem Pasquillant selbst, wenn er entdeckt werden sollte; bleibt er verborgen, nun so kann die strengste Censur von Rom den heil. Vater selbst dafür nicht sicher stellen. Bey der am meisten erweiterten Pressfreiheit läuft weder der Staat, noch die Religion, noch gute Sitten Gefahr, zu scheitern. Wir haben hier zu Berlin, wiewohl Lessings und Barts Schriften öffentlich feil geboten werden, wiewohl der Prediger K. seinen Invaliden natürliche; Sp. an der Sophienkirche halb natürlich geoffenbarte Religion predigt, wiewohl der Prediger Schulze mit Bewilligung der Censur den Determinismus erweist, und Hr. Cranz mit Abraham, Moses und der ganzen Bibel einen Scherz treibt, demungeachtet haben wir wie gesagt hier zu Berlin Vorstenischer Luthreraner genug, die noch immer dem Pabst den Teufel auf den Hals wünschen; Jüdinnen genug, die der schöne Damenprediger Rablanek kauft, alter Mütter genug, die der Erzeiferer Silberschlag mit Wun-

Vermärchen unterhält, Prediger genug welche ihre vernünftigeren Amtsbrüder verfluchen, und Bigotten genug, welche diesen Flüchen geneigtes Ohr leihen. Wiewohl in verschiedenen Schriften der Franzosen und der Desterreicher unser Land und der König sehr bitter hergenommen werden, so fehlt es doch nicht an Patrioten, welche ihren König und ihr Vaterland lieben. Der König fürchtet nicht, daß diese Liebe durch Lesung solcher Werke vermindert werden könne. Wir dürfen ohne Scheu die sittenlosesten die zotenreichsten Bücher öffentlich kaufen; und demohngeachtet fehlt es in ehrbaren Häusern weder an sittsamen Weibern noch — an Jungfern. Unsere Sitten sind deshalb um kein Haar unreiner, wenn sie nicht noch viel reiner sind, als in denjenigen Ländern, — wo man eine Menge Hundsnasen anstellt, um jedes neue Buch sorgfältig von Vorn und von Hinten ex officio beriechen zu lassen. Man traue immerhin dem Verstand einer ganzen Nation so viel zu, als den wenigen einzelnen Gliedern, die sich dazu brauchen lassen können, vor den einbrechenden Sonnenstrahlen, wie sich unser Kriegsrath Franz darüber ausdrückt, die Fensterladen allerorten anzuhalten.

## Sechster Brief.

Warum ich den zweiten Theil Friedelsbriefe mit keinem Worte berühre? Warum ich über die Bruchstücke derselben, die sie mir, noch eh sie gedruckt wurden, einlieferten — ein tiefes Stillschweigen beobachte? Darum, damit man mir nicht wieder den Vorwurf mache, ich hätte mich des Friedelschen Rückens bedient, um einen glorreichen Einzug nach Jerusalem zu halten; hätte den Schmuck von Midas abgeborgt, andern Leuten Geschenke damit zu machen. Ueberhaupt hätte ich nun Lust, mich lieber des Herrn Friedels anzunehmen, sein Partisan gegen alle seine Widersacher zu werden, und Pflaster auf seine Wunden zu legen, die ihm der erste Theil der Briefe aus Berlin so sichtbarlich machte. Nur eines ist's, worüber man sich verwundern muß, daß nemlich das allermitleidigste Publikum von ganz Europa, welches sich des jammernden Scholzischen Trupps im Kärntnerthortheater erbarmte, Bergobzooms letztes Wort mit schmerzlichem Widerwillen las, an des Hrn. Rautenstrauchs Niederlage bey Erscheinung des litterarischen Ritters Niedl; und die verunglückten Was

ferreter und dergleichen jederzeit Theil genommen hat, diesmal Hr. Friedeln verlies, und ins Fäustchen lachte. Darüber mußte der gute Mann natürlich erboßt werden, seine Galle ergoß sich so oft er des ersten Theils Berliner Briefe gedachte. — Man kann leicht urtheilen, wie sich mit kaltem Blute liest, was ein Autor in seiner Wuth niederschreibt! — Alles dieses wohl erwogen, ist es eine menschliche Pflicht, Hr. Friedeln zu verschonen: und zugleich auch das Publikum, das mir nicht leicht verzeihen würde, — wenn ich es um Friedels Vernunft brächte, — von der sich in einer ruhigen Verfassung noch immer ein gutes Produkt erwarten läßt; besonders da sein Herz gut und redlich ist; da er wirklich nichts gegen seine Ueberzeugung hinschreibt, und ein fleißiger Sammler von Thatsachen und Anekdoten ist, die den eigentlichen Schmalz seiner Schriften ausmachen: und dergleichen mehr, was zu seinem Lobe noch angeführt zu werden verdiente.

Unstreitig ist die Vorrede zum zweiten Theile seiner Briefe aus Wien, in einem Anfall vom Gallenfieber verfaßt, nicht werth gewesen, um gedruckt zu werden: und wenn die Erfahrung wahr ist, daß die meisten Autoren (besonders seit 1780. in

Oesterreich!) den meisten Schweis in der Brut am Titel und der Vorrede vergießen, wie leicht hatt' über eine solche Vorrede das ganze übrige Buch ungelesen bleiben können! Herr Friedel erlaube, diese ungedruckte Vorrede zum Theil abdrucken zu dürfen. Der Leser wird hierinn zu Friedels eigener Rechtfertigung noch deutlicher, als aus dem, was er in seinem 2ten Theile findet, abnehmen, wie weh es ihm gethan hat, sich von allen Seiten an seiner Ehre angegriffen zu sehen — da man doch nur eigentlich sein Buch hätte angreifen sollen. Man wird finden, daß er, wär er nicht in einem so hohen Grad beleidigt worden, gewis nicht so viel Anzügliches über die Berliner geschrieben hätte. Indessen, — die Hand aufs Herz gelegt! — So könnte die Hälfte (in einer vernünftigen Kapitulation) immerhin stehen bleiben, ohne meinen Landsleuten merklich zu weh gethan zu haben. Die andere Hälfte rührt von einem beleidigten Gemüthe her, und darf in dieser Rücksicht verziehen werden. Ueberhaupt scheint es, daß an den Produkten des Hrn. Friedels der Enthusiasmus und die Einbildungskraft mehr Theil nimmt, als die ruhig urtheilende Vernunft eines freien Weltweisen. Daher mag es rühren, daß er aus seiner, so weit ihn mein Korrespondenz

kennt, enthusiastischen Vorliebe für sein Vaterland, manche Sätze wagt, die der kalte Leser, sind sie auch zum Theil wahr, — des daran verschwendeten Puzes wegen, ganz verwirft.

Doch wir wollen zur Sache selbst kommen, und Herr Friedeln um Verzeihung bitten, — zu seiner eigenen Rechtfertigung Gebrauch von einem Manuscript, welches er selbst verworfen, gemacht zu haben.

Als der Schöpfer, heißt es in dieser mir längst schon zugeschickten Vorrede, den Menschen in seiner Engelreine schuf, und ihn das Glück des Paradieses schmecken lies; sieh da flammte die Hölle vor Zorn, und fand der Teufel bösesten, um den Menschen seine Engelreine und seines Glückes zu berauben. Es gelang ihm und der Mensch fiel.

Nicht Engel der Hölle, heißt es weiter, Menschen nehmen seit diesem Falle das Geschäft über sich, ihre Nebenbrüder in den Labyrinth immer mehr hinein zu führen, welches der Satan an die Stelle des Paradieses hinbaute. Welche Freude wohl diese Menschenverführer an dem aufgehäuften Elende der Menschheit haben mögen?

Einem Publikum, das einigermaßen zu lesen gewohnt ist, wird es schwer halten, diese sonderbare Metapher zu enträthseln:

Wir wollen noch eine oder ein Paar Perioden abschreiben. „Milton läßt den Teufel die Menschen aus Neid über ihr Glück und aus Rache, ihnen nachgesetzt zu seyn, ins Elend stürzen. Kann ich nicht so glücklich seyn, wie ihr, so sollt ihr doch wenigstens so elend werden als ich.

Und nun der Aufschluß dieser Metapher? — Der Teufel ist der Verfasser dieser Briefe aus Berlin; die Hölle ist mein Vaterland, und Oesterreich ist das Paradies. Der Teufel hat mit seinen Briefen die Glückseligkeit der engelreinen Oesterreicher vergiftet, indem er ihren Glauben an das Paradies, worinn sie sich befinden, schwächte. Sie werden, Lieber Friedel, bey nochmaliger Durchlesung dieser ihrer Metapher wohl selbst ausrufen: die Unterdrückung dieser Vorrede welche Wohlthat für mein Buch! —

Allein das Paradies lieber Friedel, ihr von Honigströmen durchkreuztes Vaterland muß sogar paradiesisch nicht seyn. Der Beweis davon springt von selbst in die Augen. Den Vater Adam mußte unser Herr Gott aus seinem Oesterreich heraus peitschen lassen; ihre Regierung aber schließt ihr Paradies fleißig zu, damit die engelreinen glücklichen Adamiten nicht daraus

emigriren können, — weil es ihnen zu wohl geht. Wer ein Land, — wo es ihm wohl geht, verlassen kann, diesen kann man auch daselbst leicht missen: denn man verliert an demselben weiter nichts, als einen Narren, der zu faul gewesen ist, Mandelmilch und Manna aus der Donau heraus zu schöpfen.

So könnte ich ungefehr mit Friedeln reden, wenn es mir darum zu thun wäre, seine schriftstellerische Vollkommenheit zu schmälern, und ihn in seinem Paradiese mit den Teufelsaugen des 2ten Theils Berliner Briefe zu beschieten. Allein wir wollen Hr. Friedeln stehen lassen, und des physiokratischen Systems gedenken, wodurch man das paradiesische Oesterreich zum völligen Himmel machen will. Man schlept sich mit einem, wie man sagt, kaiserlichen Handbillet an den Grafen von Kolowrat herum, welches wahrscheinlich einer von den Verfassern der geschriebenen Zeitungen in Wien verfertigte, um die Leser für seine herumschleichenden Produkte zu interessieren. Die gegenwärtigen Umstände treffen mit dieser Fiktion übereins, und erhöhen sie gleichsam zu einer wahrhaften Urkunde. Ich will dieses angebliche, aber doch mit vielem Scharfsinn, vielen monarchis

schen Einsichten verfaßte Handbillet, wie ichs erhielt, ihnen auszugsweise mittheilen. Sie können sich zu Wien nach der Autentizität desselben näher erkundigen.

„Die wahre Natur einer Sache zu erörtern und zu bestimmen, und trotz der verjährten Gewohnheit eine Abänderung in der äußern Form derselben zu treffen, — dazu werden feste Grundsetze erfordert, die nur eine genaue Prüfung der Sachen im Ganzen und in ihrem Zusammenhang gewähren. Eine klare, gleiche, bestimmte und unveränderliche Steuer ist das größte Glück eines Landes, in sofern ihre Hebung einfach und wohlfeil ist, und sie das Mittel alles übrigen Guten wird. Den Grund und Boden hat die Natur zur Quelle des menschlichen Unterhalts gemacht. Sie giebt und nimmt wieder an, was da ist, und ihr Daseyn troßt dem Wechsel der Zeit. Daher muß auch der Grund und Boden die Bedürfnisse des Staats tragen, und in dieser Rücksicht nach der natürlichen Billigkeit aller Unterschied zwischen den Gütern aufgehoben werden: sie mögen rustikal, geistliche dominikal oder kameral heißen.

Stehen dieser Wahrheit Gesetze und Verfassung im Wege, so ist die Aufhebung derselben des allgemeinen Wohles wegen

nothwendig. Es ist ein Vorurtheil zu glauben, daß die Obrigkeiten bevor noch Unterthanen waren, Langüter als Eigenthum besaßen: sie hätten, ohne die Beurtheilung derselben durch ihre Unterthanen wohl Hungers sterben müssen; dieses wäre eben so abgeschmackt, als wenn sich ein Landesfürst einbildete: Das Land gehöre ihm, und er nicht dem Lande zu. Millionen Menschen seyen für ihn, und er nicht für sie gemacht, um ihnen zu dienen.

Die Bedürfnisse des Staats müssen bedeckt aber nicht übertrieben vergrößert werden. Dafür bürgt die Ehre des Regenten, der nebstbey dem allgemeinen über die Verwendung der öffentlichen Einkünfte Red und Antwort zu geben schuldig ist.

Aus den vorausgeschickten Grundsätzen fließt die Nothwendigkeit der Einführung eines neuen Kontributionsystems wodurch alle Gründe ohne Unterschied des Besitzers verhältnißmäßig gleiche Last tragen sollen. Um darinn eine billige Gleichheit zu treffen, müssen alle Gründe aufgenommen und klassifizirt werden. Zum Behuf des letztern bringt man die Ertragniß eines jeden Grundes mit Ausnahm des jähr-

lichen Samens in Anschlag. Bey dieser Klassifikation darf auch die nähere oder entferntere Möglichkeit des Verschleisses der Produkte nicht vergessen werden. Was die Bestimmung des Preises der Früchte betrifft, diese kann auf gleiche Art aus dem Durchschnitt der 10 jährigen Marktpreise hergeleitet werden. Ich setze also den Fall, daß jeder Grundbesitzer nach der oben bestimmten Eintheilung 40. pro Cent der Erträgniß zu den öffentlichen Bedürfnissen beyzutragen hat.

Die Beschwerlichkeit und Langsamkeit einer individuellen Katastral Einrichtung zu vermeiden, müssen also die Oberflächen einer jeden Gemeinde abgemessen, solche nach ihrer benläufigen Fruchtbarkeit in ein Verhältniß gesetzt, die individuelle Repartition aber unter sich überlassen und die Dominikal und Rustikalgründe in gleichem Maaß begriffen werden.

Nach dieser Belegung bleiben dem Grundbesitzer 60 pr. Ent. frey: da aber die Obrigkeiten zur Bearbeitung ihrer Gründe fremder Hände bedürfen, auch für den Schutz die innerliche Administration und die erste Instanz der Rechtshandel ihrer Unterthanen zu besorgen haben, so erfordert es die

Billigkeit daß sie von solchen, einige Abgaben ziehen. Weil aber ihr Schutz nur auf das Personale hinaus geht, so können diese Abgaben nicht auf den Grund sondern auf eine Art Kopfsteuer gesetzt werden, die Familienweis gezahlt würde, und im baaren Gelde auch die Hälfte der Kontribution nämlich auf 20. pr. Ent. zu schlagen wäre. Zugleich müßte der Preis einer Zugrobot mit Pferden oder Ochsen, auf einen ganzen oder halben Tag, so wie der Preis einer Handrobot; dann jener einer Kloster-Holzfallung, Bräuhausarbeit, Jagd- und Fischereyrobot bestimmt werden, welches sodann den wichtigsten Schlüssel zur Ertragniß ausmachte. Dieses müßte aber erst an einer Kameralherrschaft versucht werden, bevor man es in allen Landeskreisen einführte.

Den Obrigkeiten und Unterthanen stünde es frey, Vergleiche unter sich einzugehen, ob und wie die diesfällige Schuldigkeit entweder abgedient oder bezahlt werden könnte; auch bliebe hierdurch die Willführ der Obrigkeit unbeschränkt, ihre Meyerenen zu verkaufen, zu verpachten oder selbst zu beurbaren. Der Bauer behielte demnach für sich und zur Bestreitung seiner ganzen Wirthschaft 40. pro Cent. übrig.

In soweit alles dieses zusammen genommen hinlänglich wäre, die Bedürfnisse des Staats zu bedecken, müßten alle andere Abgaben, besonders die Konsumo und Salzgefälle aufgehoben werden; auf gleiche Art alle Polizeianstalten wegen Wohlfeilheit der Naturprodukte, alle zunftmässigen Vorrechte, Bedingungen, Maas und Gewicht. Jeder könnte dann seine Erzeugnisse verkaufen, so theuer er wollte und könnte.

Ein jeder Bauer bekäm ein Büchlein, worinn die von der Gemeinde gemachte Ausmaas seiner Gründe, die Klasse in welcher er ist, dann die 20. p. C. die er seiner Grundherrschaft zu zahlen nöthig hätte, nebst den Preisen aller persönlichen Dienste enthalten wären. Hiernach könnt er mit seiner Herrschaft berechnen, und wäre in seinem Büchlein die Summe angefüllt, so wüßte er, daß er seine Pflicht geleistet habe. Eine solche Einrichtung, die die Industrie von allen Schranken befreute, könnte der Nation eine neue Schnellkraft verschaffen.

Es müßte aber dieses System in allen Provinzen durchaus gleichförmig eingeführt werden, wodurch alle Zwischengräute von einem Lande in das andere

gänzlich aufzuheben, und die freie Cirkulation unter etliche und zwanzig Millionen Menschen herzustellen wäre. Diesem wichtigen Geschäfte müßte die Ausmessung besorgen, und nach dieser der Ueberschlag, in wiefern die Bedürfnisse des Staats hierdurch bedeckt sind, gemacht werden.

Man könnte zwar dagegen einwenden, daß diejenigen Provinzen, die einen vortheilhaften auswärtigen Handel mit Getreid und Wein geführt haben, wegen des steigenden Preises dieser Produkte in der Konkurrenz nicht mehr aufkommen könnten. Diesem Uebel wäre aber leicht mittelst Prämien auf die Ausfuhr abzuhelfen, und da die Erde nicht bloß Getreid und Wein erzeiget, so könnte sie auch zum Besten der Viehzucht und anderen Industrialbranchen benutzt werden, woraus unzählbare Vortheile entstünden, da besonders die Gränze mit einer bessern Mautheinrichtung versehen, und nur die zur Ueppigkeit dienende fremden Produkte angehalten würden.

Lieber Graf Kolowrat! Ich theile Ihnen nebst Zurückstellung dieses, das Steuerurbarium in Gallizien betreffenden Vortrag annoch in der weiteren Nebenlage die weiteren Grundsätze mit, welche ich für die

einzig ächten und angemessenen in dem Steuer-  
ergeschäfte halte 2c. Joseph.

Was sagen Sie zu diesem Handbillet,  
lieber Freund? Was ich mir dabei gedacht  
habe; will ich Ihnen in dem künftigen Brie-  
fe mittheilen.

## Siebenter Brief.

Es wäre eine Raserey alles das, was un-  
ser Herr Dohm und andere Schriftsteller  
über das physiokratische System geschrieben  
haben, Ihnen vordociren zu wollen, oder  
zu glauben, es lasse sich leicht besser, als  
es diese gethan haben, darüber rasoniren.  
Dieser Brief, er sey nun erdichtet oder nicht,  
stößt ein für allemal an die gefährlichen  
Klippen, woran, wenn Dohmen und ande-  
ren Antiphysiokraten zu trauen ist, seine Grün-  
de und das Wohl des Staats leicht scheitern  
könnten. Es ist wahrscheinlich, daß Ihr  
Ministerium, worunter es grosse Männer  
gibt, die nöthigen Anstalten treffen wer-  
den, die Projekte eines neuen österrei-  
schen Türgots (welchen Namen man zu  
Wien unbillig genug ist, dem Grafen von  
Z\*\*\*f bezulegen, weil er in Paris den

Mirabeau gehört, und das ökonomische System, wie man muthmaßt, doch nicht turgotisirt genug hat, ) dem freyen Lande unschädlich zu machen, das nicht anders dem Kaiser gehört, als um demselben zu dienen: wozu sie nach den strengsten Grundsätzen ihres Monarchen verpflichtet sind, der da nicht glaubet, daß Millionen Menschen nur für ihn gemacht worden, und er nicht für sie; in sofern sie nemlich fänden, daß diesen Millionen Menschen mit dem menschenfreundlich scheinenden physiokratischen System nicht gedient seyn würde. Vorläufig scheint es, daß mit 40. pr. Ent. die Bedürfnisse des Staats kaum befriedigt werden würden, und sollte diese Proportion auch für die gegenwärtige Zeit — anpassen, wie wird es in den Kriegen, oder im Fall, daß die militärische Macht auch in Friedenszeiten verstärkt werden müßte, damit aussehn? Eine neue Steuer einzuführen, würde ein lautes Murren erwecken, besonders, da diese 40. pr. E., die zu einer gewissen Zeit abgeführt werden müßten, — ehe noch die Obrigkeit mit Vortheil ihre Erzeugnisse absetzen könnte, und solche, um nicht exequirt zu werden, unter dem Preise geben müssen, gute 50. pr. Ent. und bey dem Bauer, der noch 20. pr. E. an seine Obrigkeit abzutragen hätte 70. pr. Ent. ausma-

chen. Wer mir für den Schutz, welchen er mir leistet, (dies ist das Verhältniß zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen,) die Hälfte meiner Güter abfordern wollte; dem würd ich, wenn es bey mir stünde, antworten: Nein, ich bleibe lieber ohne Schutz im Stande der Natur; will mich schützen so gut ich kann, mit eignen Fäusten. Werde ich unter 2. Jahren, welches ungewiß ist, völlig ausgeraubt, so hab ich noch immer mehr Vortheil dabey, als mir dein Schutz verschafft, welcher mich nemlich alle Jahre die Hälfte, oder zwey drittel meiner Einkünfte gewiß kostet. Auf diese Art gehörte wirklich das Land nur dir, nicht du dem Lande; wären die Menschen wirklich nur für dich, nicht du für sie gemacht.

Und auch noch dieser angenommenen Summe von 40. und 60. pr. Centen ist die betrübte Klausul bengefügt: insoweit alles dieses zusammen genommen hilänglich wäre, die Bedürfnisse des Staats zu bedecken.

Ich glaube, daß sich eben so wenig eine einfache Steuer denken lasse, als eine gewisse für alle Zeiten bestimmte Summe, womit die Staatsbedürfnisse bedeckt werden können.

Es giebt der möglichen Vorfälle zu viele, wobey diese Bedürfnisse steigen oder

fallen, für das Land drückend seyn; ja es zu Grunde richten müssen. Die Einführung des physokratischen Systems muß entweder allgemein in ganz Europa oder nirgend eingeführt werden. Und wen auch durch die Uebereinkommniß aller Fürsten, diese schöne Idee von der menschenfreundlichsten Phisomie realisirt werden kann, so bleibt noch immer die Frage übrig: ob man auf die Schultern des arbeitsamsten, des nützlichsten Gliedes alle übrige Last legen, und den reichen Kaufmann, den schwelgenden Negozianten davon befreien dürfe? Wieviel beträgt dasjenige, was der große Kapitalist zu seinem Unterhalt bedarf? fließt dem arbeitsamen Unterthan hierdurch der Ersaz seines Schweisses und seiner grossen Auslage zu? Was der große Kapitalist bedarf, beträgt sehr viel; allein das meiste ist er viel zu stolz vom Lande in welchem er lebt, zu nehmen. Das kostbarste was er isst, was er trinkt, wovon er sich kleidet, womit er glänzt, womit er seine Wohnung ausschmücket, sind ausländische Erzeugnisse und Fabrikate, die er sich um so gewisser beischaffet, je mehr es ihm sie zu erlangen, durch die Mauteinrichtung erschwert wird, — je gewisserer sagen kann: dergleichen können nur Leute, wie ich bin, besitzen! Sein Verlangen, dem in diesem

Grade schon wirklich schädlichen Luxus mit answärtigen Schätzen die Krone aufzusetzen, würde noch grösser seyn, wenn er finden sollte, daß die österreichischen Fabrikate viel schlechter, als diejenigen sind, womit die fremden Reisenden zu Wien Figur machen, und daß dieses auch wirklich eintreffen, daß der Abfall der guten Fabrikate in Oesterreich merklich werden dürfte, werden wir noch deutlich genug im Verfolg dieser Briefe sehen. Ich begnüge mich hier, mit wenig Worten eine Skizze zu entwerfen, die ein reiferes Nachdenken derjenigen verdient, welche das Ruder des Staates führen, und über das Schicksal so vieler Menschen und des physiokratischen Systems entscheiden helfen. Diese Skizze die ich hier abdrucken lassen will, ist gleichsam nur das Register eines Buches, welches ein anderer schreiben mag.

### System der Physiokraten in nuce.

Zur Bequemlichkeit für diejenigen, die damit noch nicht bekannt sind, und nicht viel überflüssige Zeit haben, *pro und contra* viele Bände darüber zu lesen.

I. Alle Produkte, die nur Unterhalt und Vergnügen geben, kommen aus der Oberfläche, oder dem Innern der Erde, oder aus dem Wasser hervor.

II. Die Natur verschafft uns, nicht von selbst diese Dinge in solcher Menge, daß eine große Gesellschaft an einem Orte leben könnte.

III. Alle Menschen theilen sich also:

1. in die producirende,
2. in die sterile Klasse.

IV. Die Hervorbringungsauslagen, sind:

1. die Kultur des Bodens,
2. die Aussaat,
3. der Unterhalt:
  - a) des Arbeiters
  - b) dessen Werkzeuge, und
  - c) deren Verfertiger.

V. Das Erzielte, muß:

1. die Auslage
2. den Gewinn, enthalten.

VI. Der reine Ertrag ist also für den Hervorbringer, er sey Eigenthümer oder Pächter.

VII. Nur diese sind eigentliche Producenten, alle übrigen gehören zur sterilen Klasse. \*)

VIII. Der Unterhalt dieser Klasse, kann nur von reinem Ertrag hergeleitet werden.

\*) Wer veredelt aber: z. B. Flachs um 7200 = und Stahl um 1800 mal?

Wird dieser angegriffen, so entzieht der Producent es der Kultur, und vermindert, und verringert die Güter.

IX. Aller Unterhalt, aller Genuß kommt, und kann nur vom reinen Ertrag kommen.

X. Folglich ist ausser der natürlichen Produktion, kein Werth, kein Reichthum.

XI. Folglich kann auch die ganze bürgerliche Gesellschaft, nur von einem Theil derselben erhalten werden.

XII. Folglich fallen die Auflagen der sterilen Klasse doch zuletzt auf den Producirenden.

Z. B. der Landbesitzer nimmt gänzlich von seinem Gute 500. Rth. rein ein; davon giebt er ist 50. Rth. jährlich unmittelbar ab. Aber er muß nun noch bezahlen.

a) dem Kaufmann für Zölle und Verzehrungssteuer . . . 25. Rth.

b) dem Gewerker.

aa) für seine Auflagen 25. —

bb) für seine Arbeiter 25. —

cc) für die Lieferung seiner Werkzeuge . . . 25. —

c) dem Staats- und Kirchendiener für ihre Auslagen. 25. —

- d) Für die Steuern derjenigen, die auf irgend eine Art, seinen Genuß oder sein Vergnügen befördern
10. Rh.

Also zahlt er mittelbar noch 125. Rh.

XIV. Direkte Auflagen, gehen daher in direkten vor, weil sie:

- a) weniger Willkuhr leiden,
- b) mindere Hebungskosten fordern,
- c) den Landertrag nicht angreifen und
- d) einen nützlichen Verkehr mit fremden Staaten veranlassen, und un-  
terhalten.

XV. Eine jede übrige Besteuerung ist also:

- a) ungerecht,
- b) unpolitisch, weil sie:
  - aa) die Freiheit des Genusses kränket,
  - bb) den Aufenthalt im Lande verbittert, und
  - cc) den reinen Ertrag durch kostbare Einhebung schwächt.

XVI. Dagegen, eine gewisse reine Landessteuer enthält:

- a) alle bisherigen indirekten Auflagen,
- b) alle jetzt entbehrlichen Hebungskosten
- c) alle nothwendige Bedürfnisse des Staats.

## XVII. Sie stellt:

- a) freye Konkurrenz, und
- b) den natürlichsten Preis der Dinge her,
- c) verbessert die Kultur,
- d) Vermehret die Produkte.

## XVIII. Folglich

- a) vergrößert sie den Antheil des Staats,
- b) vereinfachet die Verwaltung, und hält
- c) jeden Stand in seinen Gränzen.

## Gedanken

## Ueber das physiokratische System.

Da nur die Landeigenthümer, oder Pächter die einzigen Besitzer alles möglichen Werths und Reichthums sind; nur sie — alle Abgaben leisten sollen, so ist die Frage:

## I. Ist das System gerecht?

Mich deucht ungerecht wäre es, da jetzt zur Vertheidigung des Staats, zur Verwaltung der Kirche und des Rechts, und zur Hofhaltung.

- 1. die Domainen,
- 2. die Regalien,
- 3. die Fremden z. B.

- a) vermittelst der Posten,
  - b) der Zölle, und
  - c) der Accise mittragen helfen.
4. Weil der thätige und unthätige Unterthan, bey ungleichen Lasten, doch gleiche Vortheile genießen würde.
5. Weil feste Abgaben sich für keine veränderliche Bedürfnisse schicken würden.
6. Weil in jenem Fall der Unterthan mehr geben würde, als er sollte, und in diesem der Staat weniger erhielte, als er müßte.

## II. Ist es ausführbar?

Unausführbar ist es:

1. wegen Ungleichheit:
- a) des Bodens,
  - b) dessen Behandlung,
  - c) der Fruchtart,
  - d) der verschiedenen Zeiten.
2. Wegen willkürlicher Schätzung oder gesetzmässiger Trüglichkeit:
- a) des Werths,
  - b) des Ertrags der Grundstücke.
3. Wegen Mangel
- a) der Kenntniß,
  - b) des Fleisses, und
  - c) der Rechtschaffenheit

- aa) der Schäfer und
- bb) Hebungsbedienter.

Und gesetzt, der Werth der Güter, deren reiner Ertrag und Abgabe wäre bestimmt; so fragte es sich

1. wie sollen die Abgaben festgesetzt werden?
  - a) in Produkten des Landmanns? dann müßte der Staat eine Menge Magazine und Bediente haben.
  - b) im Gelde? so setzte man durch den zu sehr beschleunigten und häufigen Verkauf der Produkte ihren Preis zu sehr herab, auf gleiche Art auch andere Waaren, die in Stockung geriethen, dies würde
    - aa) den Land- und Stadtleiß ersticken; folglich
    - bb) einen Unwerth auf den andern häufen.
2. Wann sollen die Abgaben gehoben werden?
  - a) Zur Zeit der Bedürfniß? dann paßt sie den Steuernden nicht.
  - b) zur bequemsten Steuerzeit? dann fällt sie dem Staate schädlich.
3. Woher nimmt der Landmann die Kräfte zum Vorschuß?

## 4. Wie wird er Meister:

a) von seinen —

b) Fremden Märkten? —

Entweder der phisiokratische Staat muß fremden und besonders angränzenden Ländern gleiche Einrichtung und Beschäftigung gebiethen, und sie zu Abnehmern seiner Erzeugnisse erzwingen können, oder er macht sich selbst zu einer guten Prife. — Der angränzende sächsische, pfälzisch bayrische zc. Bauer, wird sein Getreid, welches die 40. pro Cente in seinem Land nicht erhöhen, an die böhmische zc. Einwohner verkaufen, die sich ungleich besser dabey befinden werden, als wenn sie es im Lande theurer kaufen müßten. Die Ueberreuter werden es nicht hindern: Noth macht sinnreich!

## Achter Brief.

Herr Friedel, von Patriotismus beseelt, frohlocket über die neue Oekonomie des Staats im 10ten Briefe Seite 69 - 70. „vormals konnten, meint er, die Nachbarn unsere Kühe melken, wie sie wollten, „— — was hatten sie zu fürchten? Seitdem man aber die Staatsökonomie zu reguliren anfieng, fieng auch der Ausländer

„ an, über uns den Kopf zu schütteln. —  
 „ Wie, Desterre ich will so klug seyn,  
 „ wie wir? . . . Wenn wir durch Staats-  
 „ ökonomie unsere Sicherheit befestigt ha-  
 „ ben, so giebt es keine Rûhe mehr bey  
 „ uns, die sie melken könnten, und die  
 „ ihrigen haben wenig Milch. — Das ist  
 „ nun wieder ein verwünschter Streich! die  
 „ Desterreicher sind mit alle dem rechte Teu-  
 „ felsbraten, daß sie nicht länger auf den  
 „ Köpfen gehen wollen, sondern ist die Füße  
 „ zu Hilfe nehmen.“ Sie können aber gar  
 nicht begreifen, mein Freund, welches Ent-  
 zücken es für mich sey, ein Land voll der-  
 gleichen glücklicher Teufelsbraten zu sehen.  
 Wie vollkommen wird dann erst ihre Zu-  
 friedenheit seyn, welche Gelegenheit —  
 odenmäßige Paragraphen nach Leipzig zur  
 Messe zu schicken, wenn demaleinst die  
 Grille des Türgots zum Glücke von 24.  
 Millionen Menschen wird; wenn nur ein  
 Gott, ein Kaiser und eine Steuer die sonst  
 auf Köpfen gehende Desterreicher zum freu-  
 digen Aufspringen nöthigt, — und sie da-  
 hin bringt, sich ihrer Füße fernerhin, nicht  
 etwa zum Auswandern, — zu bedienen.  
 Das war nun wieder ein verwünschter  
 Streich werden wir arme Preußen ausru-  
 fen, und neidisch unsere milchlose Rûhe  
 mit den ihrigen vergleichen. —

Er frolockt in seinem 15ten Brief, daß die Staatsökonomie den Kammerbeutel und das Wegschnellen der Dukaten der gütigen Regentin M. Theresiens so oft sie ausgefahren ist, abgekommen sey, er sagt, daß diese meist unwürdigen Mästlinge über den Verlust ihrer Mastställe zwar jammern, und durch diesen Jammer einigen Verdacht im Auslande erregen, als ob nicht das istsige Staatssystem Oesterreichs all beglückend wäre; aber daß das Geschrey dieser Leutchen kein Gewicht in diesem Punkte haben könne, wenn man dagegen (Seite 98.) die dankbare Thräne des entfernten Unterthans, der nun mit besserer Musse seines Ackers pflegt, die dankbare Thräne des entfernten Bürgers, der nun seine Nahrungszweige vervielfältigt, erleichtert findet, wenn man kurz diese Thränen so viel glücklicher Menschen dagegen aufwiegt, die ists ihres Lebens froh geniessen, und dem Schöpfer dieser ihrer frohen Tage mit dem gerührtesten Herzen danken.

Diese Prämissen, diese Exklamationen sind ganz herrlich! — Sie klingen himmlisch; aber sie sind nur nicht bewiesen. Es ist nicht genug, den Kammerbeutel kasirt zu haben, um ein ganzes Volk glücklich zu machen. Dazu werden mehr als

4 Jahre erfordert. Herr Frielel hätte noch mit diesem Denkmal, welches er seinem Regenten setzt, inne halten sollen; der grosse Monarch fühlt es selbst, daß er lange noch nicht mit seinem Völkerbeglücken zu Ende gekommen sey, man sieht es deutlich genug aus der Resolution an die Stadt Ofen, die ihm eine Statue errichten wollte. Wenn Aufklärung, heißt es da, durch verbesserte Studien, (die noch nicht verbessert sind) Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit, und Verbindung der Religion mit bürgerlichen Gesetzen; — wenn eine bündigere Justiz durch vermehrte Population, und verbesserten Ackerbau, wenn Erkenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen; und dieser gegen ihren Herrn; — wenn die Industrie, Manufakturen und deren Verschleiß, und Licitation aller Produkte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt seyn, wie ich es sicherlich hoffe: alsdann verdien ich eine Statue, nicht aber ist zc. Joseph! So spricht der erhabenen denkende Mann, der sich grosser Dinge fähig fühlt, zugleich aber von keiner Schmeicheln geblendet, sich nur zu sehr bewußt ist, daß diese große Dinge lange noch nicht gethan sind: und o! ihr Schriftsteller, wie sehr betrügt ihr euch, euere Zeitgenossen und die Geschichte, wenn

Ihr alle Völkerviel zu früh Freubenthraänen weinen laßet! der große Mann bekümmert sich eben so wenig um euere Schmeicheleien, — als um euere Schmähschriften — Ihm ist die Wahrheit nur schätzbar; sie klinge wie sie wolle: diese nur habt ihr zu reden, oder wenn ihr sie scheut, lieber gar zu schweigen.

Der Kaiser hoffet also erst — die Studien zu verbessern, die geistlichen genauer mit der Religion und den bürgerl. Gesetzen zu verbinden, Industrie, Manufaktur u. s. w. auf einen guten Fuß zu setzen.

Hier muß der Schriftsteller stehen bleiben; muß untersuchen, ob diesen Hoffnungen nicht noch manche Hindernisse den Weg verräumen, und wie solche allenfalls zu entfernen wären. Darum erlaubte ihm der Monarch frey mit der Kritik, aber nicht frech, nicht aufwieglerisch! die Absicht des Regenten, und was dieser entgegen gethürmt wird, zu beleuchten. Es ist kein Hochverrath: zu sagen, diese Verordnung kann jenen kaiserlichen Absichten nicht entsprechen, ja sie ist ihnen zu wider, sie verletzt die schönsten Hoffnungen des gekrönten Menschenfreundes! — so eine Kritik, vor-

ausgesetzt daß sie nur einigermaßen gründlich ist, oder zu einer gründlichen Veranlassung giebt, verdient vielmehr allen Beyfall. Jener Schriftsteller aber, der hinter einer solchen Verordnung, sie scheine noch so anstößig zu seyn, böse Absichten sucht, und das Herz des Regenten schänden will, ist sträflich. In diesem Sinne nur konnte der Monarch die Freyheit der Presse so sehr erweitern, daß er ihr auch seine Verordnungen und Anstalten Preis gab; er versprach sich gründliche Rathschläge von unbesoldeten Staatsrathen, die er, wenn sie überzeugend für ihn wären, nützen könnte, und hat vielleicht die Censur, weil sie diese Absicht nicht errieth, manche Broschur solcher Art, als eine vermeintliche Beleidigung der Majestät unterdrückt, so treffen alle die Sarkasmen, welche gegen das Censursystem von Oesterreich im Auslande rouliren, nicht den Kaiser, nicht seine erhabene Absichten, sondern diejenigen, die sie hintertreiben, — sich einem der Sonne, entgegenfliegenden Adler entgegen setzen.

---

## Neunter Brief.

Einige Zeitbroschüren, die 1785 zu Wien das Tageslicht erblickten und in verschiedenen Monaten nach dem Barometerstand der Censur angekündigt werden durften, verdienen unsere Aufmerksamkeit. Sie überheben mich der Mühe, manches zu beweisen, worauf ich oben mit dem Finger zeigte. Z. B. in Absicht auf Manufactur, Industrie, Verschleis der Erzeugnisse 2c. wofür ihr Landesvater sorgen will; worinn er seinem Ruhme zu stehen hofft, —) dürfen wir nur die Wahrscheinlichkeiten nachlesen, um einzusehen: daß ein Land blos dadurch, daß es nur Geld aufhäufen will, nie reich und blühend werden könne; daß durch ein gänzlich Verbot der fremden Waaren, das Emporkommen, der nländischen Fabriken — mehr gehemmt als befördert werde: weil die Emulation, etwas besser es oder etwas eben so gutes als das Ausland hervorzubringen wegfällt, sobald der 40 und 60 pr. C. steuernde Unterthan noch obendrein gezwungen wird, sich für seinen sauer erworbenen Kreuzer nach Willkühr des ungeschickten Fabrikanten mit einer Mistwaare zu begnügen, daß dieser sich mit dem Mangel an brauchbaren Materialien die auswärts

(wie wohl dieser Fall nur selten eintreffen wird) besser sind, entschuldigen kann, so fällt doch dem mit wohlfeileren, oder besseren Waaren bekantem Käufer dieser Zwang viel zu schwer, als daß er in dem Gedanken, du handelst patriotisch, wenn du inländisches Schofelzeug für den Preis der besseren ausländischen Waaren abnimmst, Trost und Beruhigung finden dürfte. Die meisten Nürnbergergaaren, welche in Oesterreich einen so grossen Absatz finden, können entweder gar nicht oder nur in jenen Gegenden fabrizirt werden, wo noch, sollte Oesterreich von aller Seite paradisirt werden, die 14 h. Nothhelfer vollauf zu thun hätten; in den sterilen, Gegenden nemlich wo es holwangige Leute giebt, in deren Händen die Pfeninge das Gewicht von ganzen Groschen haben: wenn diese Waaren, davon hier die Rede ist, eben so wohlfeil als vom Nürnberg her geliefert werden sollten.

In dieser Rücksicht ist ein solches Einfuhrsverbot nichts weniger als nützlich; und Freudenthränen ablockend, besonders wenn es hie und da, unter sovielerley verbotenen Artikeln, Waaren giebt, die dem Oesterreicher zum Bedürfniß geworden sind, und im Lande doch gar nicht fabrizirt werden können: die, soviel noch davon existirt, in ein all-

gemeines Magazin, damit sie desto gewisser zu Grunde gehen, geworfen werden 2c. 2c.

Auch werden die fremden Fabrikanten und Künstler, die in Steyermark und dort, wo wenn das Sprichwort wahr ist, die Menschen erst mit 40 Jahren zur Vernunft eifen, Fabriken anlegen könnten, — darum, weil man sie einsperren, ihrer Freiheit berauben, sie nicht wieder, wenn es ihnen beliebt, da heim ziehen lassen will, schwerlich die Grenzen ihrer wie sie fälschlich glauben dürften — künftigen Gefangenschaft betreten. Und sollt' es bei dem Gesetz unter 30 Jahren ja nicht fremde Länder zu besuchen, noch ferner verbleiben: — welches einheimische Talent wird so spät Lust oder Feuer genug haben, sein Genie zu bilden? — seine Kenntnisse zu bereichern, sich mit neuen Erfindungen bekannt zu machen, — und durch diese Veranlassung vielleicht noch etwas bessres zu erfinden; um — alle übrige Welt von seinem Vaterlande absondern, und sie demselben entbehrllich machen zu helfen?

Dieses muß wohl der einzige Endzweck des Verbotes der Waareneinfuhr seyn, weil, wie leicht vorzusehen war, die Nachbarn Repressalien brauchen, und jedes östere

reichische Produkt, das sie mit halber Noth entbehren können, einzuführen verbieten oder mit zu schweren Imposten belegen werden. Bei dieser epidemisch werdenden Maxime der Kabineter, ihre Länder gegen die Einrichtung der Natur für sich selbst bestehen, den Nachbar gänzlich entbehrlich machen zu wollen, verliert stets dasjenige Land am meisten, welches die meisten Produkte erzeugt und die bedürftigsten Nachbarn hat, es wäre dann, daß die Erzeugnisse und Fabrikate eines so ganz gesegneten fruchtbaren und glücklichen Landes mit seinen Bedürfnissen im genauesten Ebenmassen ständen! dieser isolirte hingeworfene Gedanke könnte Hr. Friedeln oder einem anderen Patrioten die schönste Gelegenheit an die Hand geben, zu beweisen, oder weil doch hierfalls die argumenta ad hominem dem Statistiker zu viel Schweis kosten dürften, — zu deklamiren: O du mein liebes Vaterland! Fabula paratur de te! Ja wohl eine Fabel! dürfte der unpartheyische Leser entgegensehen.

Sie werden über den Anfang dieses Briefes stutzen. „Ist denn nicht alle Monate die Censur gleich gesinnt? Wie wissen Sie das? Wie ich so manches erfahre! Wäre der 2te Theil der Friedlichen Briefe 5 Monate früher erschienen, so würde der

Kardinal nichts zu ihrer Verbannung haben beitragen können. Dieser hat sich indessen bei der Conskription in Ungarn vortreflich genommen, wofür ihm auch die Strafe wegen des gegen das Ehepatent herausgegebenen, Cirkulars an die Seelenhirten nachgesehen, und, was aber unglaublich, ja gewiß erlogen ist, eine Belobung darüber zugestellt worden seyn soll. Dies machte in dem Censurbarometerstand einen Unterschied. Vor 5 Monaten hieß es: schön Wetter. Alles gegen den Kaiser, gelinde gegen den Pabst, alles pro und contra den Kardinal, alles pro und contra die Jesuiten, bis auf den Königsmord. Ist heißt es: veränderlich! Gegen den Kaiser wie oben — kein Lob nur nicht! nicht zu viel gegen den Pabst, nichts zu bitteres gegen die Mönche um sie nicht zum Gegenstand des Mitleids zu machen; nichts gegen den Kardinal, wie wohl er neuerdings a conto sündigte.

Ein Schriftsteller, der sich nach diesem Barometerstande nicht richten will, so wird über sein in April passirbares Werk im August sicherlich Crucifige geschriren; auch dann noch, wenn er sich anheischig macht, die Crucifigenda wegzulassen, weil hierdurch der Geist der Zensur zu viel bekannt wür-

de! — Man rufe immerhin aus: eine solche Censur sey die Beleidigung der Rechte der Menschheit. Kein einzelnes Glied in der Gesellschaft, sei es der weiseste Gelehrte, kann sich zu sagen erfreuen: ich besitze die Vernunft von einer ganzen Nation, sie soll nicht anders denken, als wie ich sie will denken lassen, ich erkläre sie für Unfähig, Wahrheit aus Irthümern abzu ziehen, und vertilge, was ich für Irthum halte. Der Autor sey der unverfälschte Abdruck meines theuern Ich, denn ich besitze das Monopolium nächst der Bibel, das Orakel des Volkes zu seyn: ich bin der Büchercensur! Immerhin mag der edlere Theil der Nation sagen: wir geben dem Kaiser was des Kaisers, warum er nicht uns, was unser ist? — Warum will er unser Denkfähigkeit beschränken? — Wird es sein Schade seyn, wenn wir freier zu denken anfangen? Warum? Ist er nicht gerecht? Die Nation sage was sie will, der Censur ist daran gelegen, noch länger zu herrschen! die Wahrheiten werden daher ewig in Oesterreich, so gut wie die Damen ihre Zeit haben, wo sie nicht recht zu gebrauchen sind.

---

## Zehnter Brief.

Ihr Armeninstitut, um von den verdrüßlicheren Gegenständen abzukommen, wird von einigen so sehr hochgepriesen, von andern so sehr herabgesetzt, und sie fragen mich, was ich davon halte? Sie selbst sind damit nicht so zufrieden, wie die österreichische Bausbaken, die alle neue Einrichtungen mit ofnem Aug anstarren, bewundern, und zu deren Lobe, in ihre misethnende Tromete stossen, in der Nähe zu untersuchen, ob das Ding, welches ihnen von ferne so groß dünkt, wirklich verdiene, daß man deshalb Lärmen blase. Auch Sie finden, daß die Schriftsteller Ihrer Nation wirklich nicht so grosse Ursache haben, uns arme Berliner zu bedauern, dieses so menschenfreundliche Institut ad imitationem der österreichischen Weisheit bei uns nicht eingeführt zu sehen. Auch Sie glauben, daß die Versorgung der Armen in ihren Staaten wirklich noch nicht das ist, was sie seyn müßte, um das zu überspannte Lob mit Recht zu verdienen. Mich freut es, daß Sie, als ein rechtschaffen patriotisch gesinnter Wiener, so ganz meiner Meinung sind. Auch ich fand das nemliche; fand, ob ich zwar nicht selbst in Wien gegenwärtig bin,

daß dieses Institut noch in seiner ganzen Kindheit sey, mit allen Unvollkommenheiten und Fehlern, von denen es erst durch eine gute, vernünftige, wohlüberdachte Verbesserung gereiniget werden muß. Die Gedanken eines meiner Freunde zu Wien, die er mir hierüber mittheilte, setzten mich in den Stand, über dieses Institut richtige und unparthenische Bemerkungen zu machen; er zeigte mir alle Anstalten desselben im wahren Lichte, ohne mich durch zu übertriebenen allzuglänzenden Schein, in welchen die Oesterreicher jede von ihrem Monarchen ergangene Verordnungen, Anstalten und Verbesserungen einzuhüllen pflegen, zu blenden. Da Sie so, wie mein Freund darüber zu denken scheinen, so wird es Ihnen nicht unangenehm seyn, wenn ich Ihnen die Bemerkungen desselben, die er mir schrieb, mittheile.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Vorschlag des Grafen von Buquoy, den er zur Versorgung der Armen gemacht hat, das Lob jedes Menschenfreundes verdiene; aber es ist deswegen noch nicht ausgemacht, daß die Anstalten, die zur Ausführung seines Vorschlages getroffen wurden, vergöttert zu werden verdienen. Jener ist trefflich, macht seinen Herzen Ehre; diese sind man-

gelhaft, höchst unvollkommen, und entsprechen keines Weges der Erwartung, die er selbst, die sich das Publikum von seinem Vorschlage entweder gemacht hat, oder zu machen berechtigt war,

Noch immer giebt es der Bettelnden eine Menge in Wien, die theils durch ihren Ungestüm, theils durch ihre wahre Dürftigkeit das Allmosen erzwingen! es ist also keines Weges diesem Uebel durch das Armeninstitut gesteuert, und die Einwohner sind gezwungen, doppelte Beiträge zur Erhaltung der Dürftigen zu geben. Daß dieses die billigste Klage erregt, ist Ihnen nicht unbekannt. Dazu kömmt noch das laute Murren, das Allmosen werde nicht an die Dürftigsten, nicht in dem Maasse, wie es einkömmt, vertheilet; Gunst, Empfehlung, Stand, u. d. gl. aber nicht wahre Armut bestimmen die Grösse des Allmosens. Ob diese Klagen alle gegründet seyn, werden Sie am besten wissen. Mich versicherte mein Freund, daß er selbst einige Rechnungen durchgesehen, und sie unrichtig befunden habe. Daß sie es wirklich waren, will ich nun nicht glauben; denn Graf Buquoy ist als ein zu rechtschaffener Mann bekannt; daß sie aber sehr verwirrt seyn müssen, glaube ich gerne, weil mein Freund

ein sehr guter Rechenmeister, sich nicht daraus finden konnte.

Doch ich will von alle dem schweigen, und nur diese wenige Fragen vorlegen: Erwächst aus dem Armeninstitute ein wirklicher Nutzen? Meine Freunde aus Wien betheuren mir einhellig, daß der Nutzen sehr unmerklich sey. Das Armeninstitut ist gegenwärtig den Einwohnern zur Last, ohne daß der Staat von den Bettlern befreiet wird. Die Schuld davon kann man freilich dem Grafen Buquoi nicht beilegen. Wo der Monarch selbst wenig, oder gar nichts zur Verpflegung der Armen beiträgt, wo die Armenkassa keinen andern ergiebigen Fond hat, als blos die allgemeinen freiwilligen Beiträge, da ist es nicht möglich, daß alle wahrhaft Dürftige, deren, wie man mich versichert, die Staatsökonomie eine Menge gemacht hat, versorgt werden können. Die besten Vorschläge zu einem Armeninstitute sind ohne die thätige Unterstützung des Monarchen immer fruchtlos, und daß Joseph öffentlich wenig beiträgt, ist bekannt. Aber vielleicht giebt er um so mehr heimlich von seinem Vermögen abezehrt = hohl wangigten Waisen ohne Unterschied des Standes, und befolgt die Vorschrift des Evan-

geliums : was deine Rechte giebt , laß deine Linke nicht wissen ! Davon können nur diejenigen urtheilen , die an seinem heimlichen Allmosen Theil nehmen.

Sind Ihre Arme auch so von diesem Institute versorgt , daß sie keiner andern Hülfe mehr nöthig haben ? Selbst die ganze Porzion , die der Kaiser auf 6. fr. setzen wollte , und Graf Buquoy , der sich vielleicht nicht so gut auf Oekonomie versteht , mit 2 Kreuzer eigenmächtig vergrößerte , welches man alsdann mit Stillschweigen überging ; selbst diese ganze Porzion von 8 fr. reicht nicht zur Bestreitung der dürftigsten Ausgaben zu. Mein Freund versichert mich , daß ganz kraftlose und unvermögende Arme durch Josephs wohlthätige Sorgfalt , der ihr Schicksal verbessern wollte , und sie aus ihren Armenhäusern , wo sie für nichts zu sorgen hatten , herausführte , zur Verzweiflung gebracht worden sind , weil sie von dem ausgesetzten Gehalte nicht leben können. So hatte unlängst ein Schuster , der vom Armegehalte lebte , aus Verzweiflung sich ins Wasser gestürzt , weil das Allmosen zu groß war , um Hungers sterben , zu klein , um nicht täglich die marternden Krämpfe

gen dieses unfreundlichen Gastes zu fühlen, und so leben zu können.

Welche Hülfe haben nun jene, die von diesem Institute gar nichts erhalten? Die strenge Polizen verhindert sie am Betteln, und der Staat giebt ihnen keine Versorgung; ja man behandelt sie, wenn man sie ertappt, wie die Missethäter, ohne noch untersucht zu haben, ob es Gewohnheitsbettler, oder wahre Dürstige sind? Man sperrt sie ein, läßt sie Abtritte räumen, und geschlossen auf einer hölzernen Pritsche, welche sie täglich mit warmen Wasser abwaschen müssen, schlafen; bedenkt nicht, daß durch die Ausdünstungen des nassen Holzes diese Elenden krank, und folglich noch elender werden können; daß es zu grausam sey, jemanden, eh er noch eines Verbrechens überzeugt ist, zu strafen, ihn zu zwingen, seine vom Hunger und Elend ausgemergelten Glieder auf eichernen Matrasen wund liegen zu lassen. Freylich sagt der Polizen-Komissär, dieses geschehe zu ihrem Besten, um sie vor Ungezieser zu sichern, das einzige Uebel vielleicht, welches er kennet, und darum er so sorgfältig darauf achtet, sie davon zu befreien. Aber gewiß muß er selbst noch nie sich blane Flecke gelegen haben; sonst würde

er überzeugt seyn, daß diese letztere ihm unbekanntere Unbequemlichkeit ärger sey, als die erstere, die er kennt.

Wie der Kaiser eine solche grausame Mishandlung dieser Elenden billigen könnte wenn es ihm bekannt wäre, er, der sich so sehr bemüht die Welt mit goldnen Buchstaben zu überzeugen, daß er ein Menschenschätzer sey, ist unglaublich Gewies ist es, daß unser Friedrich, vom dem wir kein solches Merkmal seiner Menschenschätzung haben, nie zu geben würde, seine oft wider ihre Verschulden elend gewordene Unterthanen so unmenschlich zu behandeln.

Ist es nicht ein Wunder, daß das so sehr glücklich gepriesene Oesterreich dessen Regent sich so sehr für das Wohl der Menschen bemühet, der Bettler so viele zähle? Sollte es nicht Mittel genug haben, den Armen hinlänglichen Unterhalt zu verschaffen? Doch frenlich wird das der Kaiser alles thun, sobald nur seine türkische und holländische Geschäfte ihm Zeit gönnen, für das Brod seiner armen Unterthanen zu sorgen. Er hat noch so viel glückliches unbewohntes Land, wohin er diese Elenden nur schicken darf, um sie in ein Eden von Wohlleben zu versetzen; er hat ist durch

das mit der Pforte so vertheilhaft unter dem Namen Sined neue Handlungseinverständnis so viele Gelegenheit, den unglücklichen Reichthum und Ueberflus zu verschaffen, hat vollends durch sein neues Mauthpatent den Einwohnern so viele Nahrungszweige geöffnet, daß sie alle die schönste Hofnungen für die Zukunft eines paradisischen Lebens fassen können, wenn anders ihr gegenwärtiger Zustand sie bis zur Erfüllung ihrer Hofnungen leben läßt,

Wir arme Berliner können nun freylich uns nie mit einer solchen glücklichen Erwartung schmeicheln. Unser sandigter unfruchtbarer Boden erlaubt den Armen keine glücklichere Aussicht für die Zukunft als sie izt haben, weil unsere ganze Verfassung so eingerichtet ist, daß wir alles nur von dem Gegenwärtigen zu erwarten haben; aber eben deswegen fängt man bei uns die Bettler, weil der Staat selbst ihnen allen nicht Brod verschaffen kann, auch nicht auf, läßt sie frei ihren Dreier von dem christlichen Mitleide fordern, und giebt nur in so weit auf sie sorgfältig acht, daß sie, wenn die milde Gabe zu klein ausfällt, nicht selbe durch ein israelitisch egyptische Bettelney vergrößern. So weit sind nun unsere Armen unglücklicher, als die Ibrigen, womit sie sich aber trösten können ist,

daß sie nun nach der Vorrede des Herrn Friedels wissen, daß sie in der Hölle sind, und daß ihr Zustand für diesen Peinigungsort noch immer erträglich genug sey.

## F i f t e r B r i e f.

Wie kann, ums Himmelwillen bey allen diesen Armeninstitut, Zensur und Mauth-einrichtungen, — Herr Friedel uns noch beweisen wollen, daß sein grosser Monarch die sich selbst vorgezeichnete Bahn bereits ausgelaufen und im Tempel des Ruhmes an der Seite des Mark Aurels und Heinrichs IV. glänze? Er hofft dahin zu gelangen, und seine Hoffnung ist, in den grossen Kenntnissen die er sich auf seine Reise und durch lange Erfahrung gesammelt hat, hinlänglich gegründet. Unter anderen Hoffnungen hoft Er auch die Studien zu verbessern. Es ist zu wünschen, daß er nur einiger Aufmerksamkeit (— das Schulwesen selbst zu untersuchen, raubte ihm zu viel seiner kostbaren vom Monarchenruhm und Länderglück schwangeren Zeit, ) die jährlichen Schulanzeigen, die zu Anfang der Schuljahre gedruckt werden, würdigte. Wie manches wäre ihm 1785. aufgefallen! Ich will diese Theses näher prüfen.

Den Theologen des 1ten Jahrs wird lateinisch vorgelesen; aber zuerst muß ich wie ein armseliger Prediger um Geduld bitten, Kirchengeschichte vom Anfange des Christenthums bis auf die gegenwärtige Zeit? — 2) Theologische Encyclopedie (soll heißen: Encyklopädie) die ersten 14 Tage. Was sollen die jungen Purtsche in 14 Tagen davon lernen? Vorm Jahr hatte man doch ein ganzes Monat dazu bestimmt! 3) *linguae hebraeae Elementa* durch 4 Monate. Warum denn erst die Anfangsgründe der hebräischen Sprache den Theologen? Die sollten sie schon wissen, und was werden sie wohl davon in 4 Monaten gründliches lernen? Hierauf folgt sogleich die Hermeneutik, und diese, wie wir gesehen haben, ohne die Geschichte des alten Bundes. Welche Raserei! — Damit wird sogleich verbunden *Lectio librorum V. T. cum cursoria tum stataria*. Diese wird entweder ziemlich *stataria* seyn müssen, oder wird gar zu sehr *cursorisch* ausfallen. Heißt das gelehrt? heißt das nicht vielmehr gespielt? Wo sollen diese Herren denn morgenländische Litteratur, Philologie, Exegetik hernehmen?

1.) Kenntniss der griechischen Sprache den Theologen ins 2te Jahr. Durch die er-

sten 4 Monate. Innerhalb vier Monaten läßt sich für österreichische Theologen freilich wohl genug neutestamentalisch Griechisch lernen! Ueber die Bücher des neuen Testaments wird keine lectio cum cursoria tum stataria gehalten: vielleicht darum, weil die Oesterreicher das neue Testament weniger angeht.

2.) Patrologie. Was soll dieses Un-  
ding von einer Wissenschaft noch fruchten?  
Ich kenne alle die neuen Misgeburten von  
Patrologien, aber ich begreife nicht, was  
ein Theolog gescheides daraus lernen könnte.  
Etwa die schönen Regeln de concentu S. S.  
Ecclesiae Patrum? Wann werden Sie  
einmal in und über die Theologie zu den-  
ken anfangen? Wann Kritik brauchen ler-  
nen? Wann werden sie endlich ihre Do-  
ctores angelicos, mellifluos seraphicos &c.  
vergessen? den Vater Dalläus studiren,  
und auf seine Art kritisch schreiben? Nächst  
der Patrologie wird vorgelesen Die Historia  
theol. Litteraria. Warum diese nicht vom  
Anfang des theol. Studiums? Warum  
nicht mit der theol. Encyclopädie, warum  
nicht die Patrologie in derselben und mit  
derselben zugleich? Wofür kann denn die  
ganze Patrologie anders, als für einen Theil  
der kirchlich gelehrten Geschichte angefer-

hen werden? Wozu so viele theologische Wissenschaften erschaffen? — Wozu der ganze Wirwarr?

3.) Theoretische Theologie. Was ist das? Man sollte glauben, es heiße die dogmatische Theologie. Die vormjährige Synopsis hatte eine andere Rubrick, welche mir nun aus dem Traume hilft. Es hieß: *theologia morum theoretica*. Warum bloß theoretisch? was hat Christus bloß mit der Theorie der Moral zu thun gehabt?

1.) Die dogmatische Theologie 2ter Theil. den Theologen ins 4te Jahr. Was für Verwirrung! Eine Wissenschaft in 2 verschiedene unzusammenhängende Theile abzusondern? Zween Lehrer lesen über 2 verschiedene Systeme eine und die nemliche theol. Dogmatick! Ist das nicht ein Abderitenstreich? Zween verschiedene Schulbücher! Eines des Gajaniga, das andere des Bertieri! Gajaniga ein Erzthomist, und ein bis in den 7ten Himmel übersehter angelicus doctor; Bertieri ein tacttfester Augustiner; wohl gar ein Rigorosist, Jansenist, der, wenn er *status naturae purae* nennen hört, theologisches Feuer speiet, der die unschuldigen Kinder aus dem Mutterleibe dem Höllenschlunde ohne weiters zuschickt.

Theologiam polemicam. Theol. I anti. Wenn die Dogmatik gut ist, wozu die Polemik. Aber Oesterreich braucht streitbare Theologen, mit Schwert und Dolch ausgerüstete Kontroversisten. — denn Oesterreich hat Religions Toleranz!

Theologiam pastoraalem. Also die Pastoraltheologie in lateinischer Sprache? Damit nemlich die Pfarrer und Seelsorger mit den Kindern lateinisch katechisiren, ihrer Gemeinden lateinisch predigen, lateinisch Beicht hören, den Sterbenden lateinisch zu sprechen, und den Teufel lateinisch exorziren können. Vielleicht wird sie der ungarischen, italienischen 2c. Geistlichkeit wegen, die kein deutsch versteht, lateinisch vorgetragen? Diese können ja ihrer Universität zugeschickt und dort in ihrer Landesprache unterrichtet werden.

Allein die Pastoraltheologie muß nothwendig auch in lateinischer Sprache gelehrt werden. Es ist die Sprache des heil. Roms und den heil. Wissenschaften angemessen. Profanazion genug, daß man noch eine Pastoraltheologie in deutscher Sprache zugelassen hat. In der That aber ist es nicht zu begreifen, warum man die Religionslehre (Denn sonst sollte wohl die Theologie nichts

anderes seyn?) in lateinischer Sprache vorträgt? So wird der Theolog, der die beste Sachkenntniß von der Schule mit nach Haus brächte, (welches jedoch bei diesem Schulsystem nicht zu besorgen ist,) nimmermehr die Geläufigkeit erlangen, diese Sachkenntniß seiner Gemeinde in derjenigen Sprache vorzutragen, die sie verstehen, und die er auf Schulen vergessen, oder doch nicht so kultivirt hat, als nun sein Amt von ihm erheischt. Lateinisch! Lateinisch! — Ja freilich! Denn wo blieben sonst die *Mysteria*, *dogmata*, *sacramenta* wo blieb *Pontificatus romanus*? wo *sacra sedes Romana apostolica*? wo die ganze *ars formularis ecclesiae latinae*? Der gute Bauer muß ja auch lateinische Gesetze haben, nach denen ihm Haus und Hof, Grund und Boden weggestritten wird. Er muß lateinische Rezepte haben, zufolge deren Er aus der Welt geschickt wird; warum sollte er auch nicht nach lateinischen Formaten entweder in den Himmel oder in die Hölle befördert werden? Und in diesem Schlandereian des neuen Systems erstickt man unbarmherzig die wenigen gesunde Begriffe, die man aus der Philosophie in die Theologie allenfalls mitbringt. Was noch erträgliches an diesem ganzen System ist, ist aus den protestantisch theologischen Schulbüchern entlehnt.

Aber wie konnte sich das protestantische Ding zum Catholicismus, Papismus, Pfaffismus, Monachismus &c. &c. schicken? Mein Gott! der vormalige St. Marx und der izige Narrenthurm hatten auch ihre lecidia intervalla! So entstand diese neue theologische Harlekins Jacke, die, solange man nicht auf die Folgen denkt, — freilich nur lächerlich ist.

Was denn für Folgen? — Man frage die Zeitgeschichte: frage die vertriebenen Abrahamiten; frage die armen Narren, die sich zu Melnick lieber von Soldaten todschießen ließen, als daß Sie gestattet hätten, — einen Protestanten unter sich in geweihte Erde zu begraben &c. &c. man höre die Clamanes! über die Fortschritte der Reformation! — und so wird man bald die Naserei der Theologen, die den Puschken auf der Universität inokulirt wird, verabscheuen, und gestehen müssen, daß Joseph Recht hat, wenn er erst hoft, daß seine Theologen — vernünftiger denken lernen werden!

## Zwölfter Brief.

Und seine Juristen? O mein Gott! Wir wollen sehen, bevor wir den Stab über sie brechen. 1.) Naturrecht. So wie es ist, gehört es gar nicht zur Jurisprudenz. Es ist meistens nichts anders, als praktische Philosophie. 2.) Institutiones und Pandekten über Heineccii Elementa juris. Warum liest nicht ein und der nemliche Lehrer nach einem systematischen Lesebuche das ganze Röm. Recht? Dies gienge in Oesterreich, wo dasselbe fast gar nichts gilt, besonders an. 3.) Das allgem. Staatsrecht. Nun ja! Das allgem. Staatsrecht, und darunter ist auch das Völkerrecht zu verstehen, sollte nicht von dem allgemeinen Menschenrecht, dies nennt man sonst Naturrecht, getrennt werde. Und warum wird es nach Mittag zur nemlichen Lehrstunde vorgelesen? Vielleicht, damit es kein Student in Zusammenhang hören kann, wenn er auch wollte, und wirklich einsähe, daß die philosophische Rechtsgelehrsamkeit mitsammen verbunden studirt seyn sollte. Nun müssen es auch 2 verschiedene Lehrer seyn, die wahrscheinlich einander widersprechen werden:

wenn es auch nur seyn sollte, um das Ansehen zu behaupten, daß ein ieder besondere Scripten liefern kann, welche die Herrn Studenten und Correpetitoren fleißig notiren, maculiren, und decopiren.

4.) Das Kriminalrecht nach Hupkas Vorlesebuch, welches das elendeste Geschmier ist, und noch dazu weiter nichts als den ersten Theil, von den Verbrechen und Strafen nemlich, enthält, ohne von dem Kriminalprocesse selbst ein Wort zu berühren. Warum nicht lieber das Lesebuch des jüngern Beniza, das zu Insbruck schon vorlängst herauskam, das vollständig und brauchbar ist? Allein die Wienerprofessoren sagen: nos poma natamus! Wir haben ausschliessend den Verstand! Ueberhaupt sieht es mit dem Kriminalrechte in unseren Schulen noch sehr finster und barbarisch aus. Joseph II. hat im Praktischen grosse Vorschritte gethan, aber die österreichischen Magisterlein sind gar zu kurzsichtig, theils auch zu engbrüstig.

5.) Die deutsche Reichsgeschichte nach Pütters Grundrisse, dann die Statistik über Achenwalls Grundriß. Und ist noch Achenwall? da bereits viele

bessere vorhanden sind? Und warum nicht auch österreichische Statistick?

6.) Das Lehenrecht über Maskov. Maskov? Haben wir nicht ebenfalls schon viele bessere?

7.) Das Kirchenrecht nach Pehems Lehrbuche. Ueber das Kirchenrecht muß noch immer lateinisch, ohne zweifel des lateinischen Pabsts wegen vorgelesen werden. Riggers Lehrbuch gilt nicht mehr. Schade, daß der verdienstvolle Mann vom Tode über- eilt, seinen Auszug aus dem größern Werke nicht vollenden konnte! Abt Kauten- strauch, Enbel, Pehem, Gmeiner und noch mehrere andere haben ihn wacker ausge- schrieben, ohne ihm stets Gerechtigkeit wie- derfahren zu lassen. Für seine Zeit und in seinen Umständen hat er viel gethan. Sei- ne Nachkommenschaft mag es büßen; Pfaf- fenrache mag sie treffen! — Sonnensfels drückt sich an einem Orte bey der Erinne- rung an die Asche dieses würdigen Mannes auf eine Art aus, die seinem Herzen Ehre macht. — Er sagt: der Staat hätte Kieg- gern den Orden aufdringen sollen; und sen noch seinen Enkeln Verbindlichkeit schul- dig. Allein dieses ist natürlich: ein Mann welcher selbst grosse Verdienste besitzt, weis-

Werth darauf zu legen, und man könnte fast das nemliche von Sonnenselzen sagen, was dieser von Nieggeru mit wahrer Rührung anführte. Die Geschichte wird diese beyden Namen wenn schon manche Exzellenzen und Eminenzen, nach Salomos Ausdruck, wie das liebe Vieh dahin sind, mit Achtung der Nachkommenschaft überliefern.

8.) Das deutsche Privatrecht und die österreichischen Rechte. Über alles das, was hunderttausendmal nothwendiger ist, als das Röm. Recht, lesen nur, — als obs gar nicht zur Sache gehörte außerordentliche Lehrer! Eheu quam factis est! Die Hauptsache wird nur so obenhin behandelt, indessen man sich bemüht, Thorheiten, die niemals eine Anwendung leiden, dem Kopf der Studenten einzutrichern!

Und aus solchen römischen Juristen werden endlich Staatsbeamte. Sie müssen in ihrem Beruf nothwendig eben so viel Ungeschicklichkeit als die Diener Gottes in dem ihrigen beweisen. Allein dieses kann mit einem guten Grund entschuldigt werden: — Langohr und wieder Langohr gehören zur Garnitur! — Warum sollten denn

die Juristen vor den Theologen einen Vorzug haben? —

## Dreizehnter Brief.

Ich muß Friedeln Universität, Mauteinrichtung, und alle andere Gegenstände, die bisher unsere Aufmerksamkeit gefesselt hielten, stehen lassen, um eine ihrer wichtigen Fragen zu beantworten, nemlich: was ich von dem Bilde denke, worauf die künftige Herrschaften Oesterreichs unter dem Wahlspruch: Das Glück der Zukunft vorgestellt sind? Was ich mir denke, wenn ich an der Seite des Erzherzogs — einen Jesuiten erblicke? Ob mir darüber nicht die Haut ein bißchen schauert, nachdem ich, wie sie gar nicht daran zweifeln, von der Beschaffenheit des Instituts dieses Ordens genau unterrichtet seyn dürfte?

So quält auch Sie, lieber Freund, ein politischer Traum, der selbst hier zu Berlin in den bessern Köpfen spukt? Erst dieses Jahr hat Nikolai eine Broschüre drucken lassen, die man an die Märchen des V. Kochem anschliessen könnte. Der Uebersetzer träumt von Wundern, welche die ge-

heime Gesellschaft Jesu, die Clemens lange noch nicht aufgehoben hätte! in Europa noch täglich wirken soll. Dieser Orden war schon, nicht lange nachdem er errichtet worden, heißt es in diesem Büchelchen, wegen der herrschsüchtigen Absichten, wegen der geheimsten und schädlichsten Intriguen, wegen der abscheulichen Lehre vom Königsmorde, wegen der eben so abscheulichen Lehre, daß der Pabst die oberste Macht über Könige habe, und die Unterthanen wenn es ihm beliebte, vom Gehorsam gegen ihre Landesherrn lossprechen könnte, sehr übel berüchtigt. Es war natürlich daß man diese Lehre mit dem Orden vertilgen wolte. Dies war die Absicht der Bourbonischen Höfe, und der Pabst glaubte es wohl thun zu müssen. Allein man verfehlte dazu die ächten Mittel. Man schloß den General ins Gefängniß, und dachte nicht daran, daß er nach den Konstitutionen des Ordens in diesem Augenblicke nicht mehr General sondern ein anderer General schon erwählt war.

Man lies die Jesuiten ihr Kleid und ihren Namen ablegen, und dachte nicht daran, daß nach den Constitutionen des Ordens, den Jesuiten schon längst erlaubt ist, andere Kleidung zu tragen, wenn es das

Beste des Ordens erfordert: und daß sie schon mehrmals unter fremden Namen gewirkt hatten. Man gab ihnen allerley Aemter, und machte das Uebel ärger. Nun kommt dieser Orden fast in allen Orten öffentlich hervor. In Frankreich spricht man viel von der *Société retable*; in Rom ist Pius auf der Seite der Jesuiten. In Engeland, besonders in Irreland, haben sie größsern Einfluß, als jemals; in Rußland rühmen sie sich selbst, wieder hergestellt zu seyn; in Schweden und Dänemark haben sie (nach Murrs Kunstjournal) viele Anhänger, und rühmen sich selbst, daß sie zur Ausbreitung der katholischen Religion in diesen Ländern viel beigetragen haben. In Deutschland haben sie fast allenthalben die größte Macht, und es sind sogar Protestanten da, die sich für sie interessiren, und ihre Geschäfte treiben, auf die jedermann mit Fingern zeigt, ob man gleich ihre Namen nicht drucken läßt.

In Manland und überhaupt in Amerika haben sie öffentliche Collegien und Etablissements. Sie treiben einen sehr wichtigen Handel: besonders nach den westindischen Inseln und auf der Bänse zu Amsterdam und zu Hamburg kann man posttäglich Wechselfn zu grossen Summen sehen,

welche von ihren Kommissionairen gezogen werden. Der bekannte Herr v. Beaumarchais hat seine große Wechselbank, wie in Paris bekannt genug ist, bloß durch ihr Geld errichtet, und seine meisten Etablissements sind auch die ihrigen \*). Ihre Emisseries gehen durch die ganze Welt. Der berühmte Zannowich gehört dahin, der entweder durch seine oder durch die Intriguen der Jesuiten die Kaufleute Gornel und

\*) Ewig Schade, daß diese Schrift vor der Erscheinung der berühmten Piece: Un Défenseur du Peuple à l'Empereur Joseph II. das Tageslicht erblickte. Hieraus hätte der Verfasser leicht beweisen können, daß der Herr v. Beaumarchais, wenn er ja diesen Volksvertheidiger schrieb, auch die Grundsätze der Jesuiten angenommen habe; und in der besten Form ein Jesuit sey. Er sagt (Seite 10.) nicht undeutlich, daß es in gewissen Fällen nicht allzusträflisch sey, einen König abzuschlachten. „Hier sind Thaten, (sagt er) welche der Natur und dem gesellschaftlichen Vertrage zu Hülfe kommen. Thaten welche uns sagen, daß die Unterdrückung, ungeachtet aller ihrer Wuth, weniger Gewalt hat, als die Natur; daß es einen Augenblick giebt, wo der gereizte Sklave wüthend wird, seine Fesseln zerbricht, den Tyrannen schlachtet; oder, würdigt er sich nicht sein Blut zu vergießen, ohngeachtet aller seiner Bemühungen ausserhalb der Grenzen seines Vaterlands den Schutz suchet &c.

Jordan ruiniren wollte. Diese Dinge machten die Uebersetzung der Histoire generale de la naissance & des progres de la compagnie de Jesus (Amste dam MDCCLXI) nothwendig, woraus man die innere Einrichtung dieses Ordens kennen lernt. Man sieht, wie jungen Leuten vom Anfang an, (hier werden sie mich in Absicht auf den Erzherzog bey Ohren zupfen) der Verstand verkrüppelt wird, wie sie zum blinden Gehorsam gewöhnt werden, daß sie nachher alles thun, was die Obern von ihnen verlangen. Man sieht die Mittel, die alten Jesuiten an dem Orden zu binden, und die Zungen ohne Schaden missen zu können, 2c. Man sieht, daß die Obern Geheimnisse haben. Man sieht, daß sie viele weltliche Leute, ja sogar Könige und Fürsten in geheim in ihren Orden aufnehmen. Man sieht deutlich den Zweck der Obern, welcher ist, über das ganze menschliche Geschlecht herrschen. Alles dieses wird aus den eigenen Constitutionen der Gesellschaft Jesu bewiesen, so daß kein vernünftiger Mensch an der Wahrheit dessen zweifeln kann. //

Nun ist mir wahrhaftig sehr leid, um meine arme Vernunft; denn ich zweifle sehr stark an der Wahrheit aller dieser Din-

ge: ja ich lache darüber sogar. Sie möchten wohl meine Gründe hören, — warum ich lache? Erst Gründe? Sind die Beschuldigungen nicht auffallende Beweise eines schwärmerischen Geistes, der die Gesellschaft und zwar eine geheime Gesellschaft Jesu zum Sündenbock all der Verbrechen macht, welche man längst den Freymaurern und Rosenkreuzern aufbürdete? Man beweiset in dem ersten Artikel des Instituts dieses Ordens, welches ich vor Augen habe, daß der Hauptplan desselben dahin geht, sich eine Universalmonarchie zu bilden, über welche der General des Ordens despotisch zu gebieten hat. Vielleicht wird unter dem künftigen Regenten, denn die Gesellschaft wird ihn doch hoffentlich, aus Achtung für seine Geburt zum General erwählen, diese Jesuitische Absicht erfüllt werden, — und dann, sehen sie Freund, verdient der Kupferstecher, des Wahlspruchs: Das Glück der Zukunft! wegen, eine Ehrensäule, die ihm Franz II. Röm. Kaiser und in qualitate jesuitica Despot von ganz Europa vielleicht auch Asia, Afrika und Amerika setzen wird. Es ist zu verwundern, daß den Uebersetzer dieser Schrift die Lust nicht angewandelte, Fridrich II. zu einem Jesuiten zu machen!

Wenn Sie mich noch ferner fragen, was ich mir dabei denke, die Hoffnung der 24 Millionen Oesterreicher in den Händen eines Jesuiten zu wissen, so muß ich sie nur entgegen fragen, was sie wohl denken mochten, so eine Frage an mich gestellet, und auf dieselbe so viel Gewicht gelegt zu haben? — Daß doch alles in dieser Welt übertrieben werden muß, daß doch der menschliche Geist in allen Dingen, — wo er Geheimnisse zu entdecken glaubt, so gern schwärmt! — O du Philosophie des 18ten Jahrhunderts! — dem Pöbel möchte man so etwas hingehen lassen, er hängt mit seiner ganzen Seele am Wunderbaren, aber dem Gelehrten, dem Weisen, dem Mann ohne Vorurtheil? — Wie kann, menschlicher Weise davon zu reden; eine so große Gesellschaft von Halunken und Betrügern in der Welt bestehen, ohne entdeckt zu werden? Wie kann sie Comtoirs haben, Geschäfte treiben, ohne ihren Namen zu führen? Welche elende Ausflucht, zu sagen: daß nicht nur weltliche Personen unter dem Christen, sondern auch Personen andern Glaubens Juden und Türken in die Gesellschaft der Jesuiten aufgenommen werden können? — Diese Prämissen zugestanden; so findet man Zannowich, Prinzen von Albanien, und Kartusch, und Krom-

well im Register der Gesellschaft Jesu; so sind selbst Cain und die Schlange welche Euen verführte — Jesuiten gewesen; wer will das leugnen? Auf diese Art dürfte nur einem witzigen Kopf der Gedanke aufsteigen, etwas geheimnisvolles in dem Orden des h. Bruns zu entdecken, so wird das Stillschweigen dieser Fischartigen Geschöpfe bald dem Staate und der Menschheit gefährlich scheinen, man wird sie allgemein verlästern, der witzige Einfall eines Pasquiers wird tausendmal nachgebetet werden, und man wird den stummen Orden verfluchen, weil er so lange — geschwiegen hat.

Universal Monarchie? — Eine Verschwörung gegen das ganze menschliche Geschlecht? und dazu werden alle Arten von Menschen gebraucht? — Und keiner derselben hintergeht die Gesellschaft? Keiner wird von grossen Herren gewonnen, seine heimlichen Brüder zu verrathen? unter so vielen Verräthern, kein Verräther? Unter den ersten zwölf Jesuiten (Aposteln) war ein Judas, der seinen Meister vom Stuhl verrieth, und nun seit ein Paar Jahrhunderten unter soviel hunderten beschnittenen und unbeschnittenen Lojolaitischen Aposteln kein Judas mehr? Welch eine redliche Bande von Schurken, die sich für keine

Silberlinge in der Welt feil bieten! Oder wären wohl wirklich merkwürdige Aktenstücke vorhanden, womit man mich gründlich widerlegen könnte? Alles was man gegen sie anführt, trifft nur einzelne Personen, — nicht den Orden. Welcher vernünftige Mensch wird alle 12. Aposteln für Selbstmörder und die Lehre Jesu für Vertheidigung dieses unmenschlichen Verbrechens oder Anreizung zu demselben ausgeben wollen, weil sich der dumme und ausgeartete Jesuit Judas gehangen hat?

Waram solt' es aber unmöglich oder unwahrscheinlich seyn, werden Sie einwenden, daß gewisse heimliche Machinationen einer ganzen Gesellschaft lange oder auch stets verborgen bleiben könnten? Was ist der Klugheit und der List der Menschen unmöglich? Man erinnere sich an die Maurerei, die lange genug geheim blieb, und dort, wo man sie am heftigsten verfolgte, am festesten zusammen hieng.

In diesem Falle, mein Freund, ist ein grosser Unterschied zu machen. Die Absicht der Maurerey ist edel: bey der Wahl ihrer Glieder keine so grosse Gefahr und die Denunziation, die man durch keine Prämien bis hieher zu bewirken sonderlich

erpicht gewesen, nicht zu befürchten. Und dem ungeachtet, — daß dieser Gesellschaft Endzweck edel ist, — wie viele Pasquille hat man dagegen geschmiedet? Ungeachtet der Freymäurer mit dem gräßlichsten Fluche, den er beym Eintritt in diese ehrenvolle Gesellschaft schwören muß, zum Stillschweigen gebunden ist, — wie viele von ihnen, wenn ich mich so ausdrücken darf, Halbgeheimnissen sind dennoch nicht an die Profanen ausgeplaudert worden? Man war bey der Wahl, wenigstens ehemals! nicht minder behutsam, als man nun dem verborgenen Jesuiten Orden andichtet, — hüttete sich auf das sorgfältigste vor Menschen ohne bestimmten und zuverlässigen Charakter, suchte sich die redlichsten und geschicktesten Männer aus; Männer, deren sittliche Eigenschaften den erhabenen Pflichten des Freymäurer Ordens entsprechen, — und doch wäre sie bey all dieser Behutsamkeit nicht so gut als die Jesuiten daran gewesen, die niemals verrathen wurden. Denn alle die Schmieralien, die man in Boulay's Geschichte der Universität und der Sammlung der Bullen und Privilegien zum Besten der Jesuiten findet, beweisen eben so wenig gegen den Orden selbst, als so manche Privilegien, die der Adel zum Nachtheil des Staats erschlichen hat, gegen den

Adel selbst etwas beweisen. Wer nun aus diesen Privilegien jemand Constitutio- nes Nobilium schmiedet, und aus diesen hochverrätherischen Absichten des Adels — alle Länder zu beherrschen herleiten wollte, der würde sich eben so lächerlich machen, als alle die Träumer, die aus den päpstlichen Privilegien, welche seit dem Daseyn des h. Ignatius bey verschiedenen Gelegenheiten dem Jesuitenorden ertheilt wurden, eine geheime Beschaffenheit des Instituts entwickeln, und die Welt über verborgene Wahrheiten aufklären wollen, die eben so viel Probe halten als das Gold der Alchimisten, welches erst diese armseligen Gläubigen an die Geheimnisse der Natur zu erlangen — schmerzlich hoffen.

Die Bewerbung um verschiedene Privilegien hängt von den politischen Umständen der verschiedenen Zeitalter und der je- desmaligen Denkungsart der Nation ab. Heut zu Tage würde schwerlich jemand für das Monopolium der Lukaszettel, eine taube Nuß geben. Und doch wäre dieses Monopolium vor 100 Jahren vielleicht die beste kaufmännische Spekulation gewesen. Alle Privilegia, welche die Jesuiten erlangten, bezogen sich meistentheils nur auf Hinwegräumung der Hindernisse, die der ihnen an-

vertrauten Aufklärung in allen Fächern der Wissenschaften im Wege standen. Sie suchten den Vorzug vor allen Mönchen und überhaupt vor der ganzen Clerisy darinnen zu erhalten, daß sie für die ausgebildetesten und gelehrtesten Köpfe gehalten seyn wollten: sie ließen in dieser Absicht nicht leicht ein besonderes Talent ihren Klauen entschlüpfen, um dadurch ihrem Orden einen neuen Glanz zu verschaffen; sie machten sich als gelehrte Männer, den Grossen, die sich selten die Mühe geben, selbst etwas gründliches zu erlernen, unentbehrlich; sie wurden gesucht, die brauchbarsten darunter wurden in wichtigen Dingen zu Rathe gezogen, und wenn die Gelehrten nicht alle von jeher eingefleischte Engel gewesen sind, — was kann der Orden dafür? Der Orden suchte nur von dem Rufe der Gelehrsamkeit, in welchem er stand, wo möglich nie etwas zu veräußern; die einzelnen Glieder mögen sich nun in diesem oder jenem Falle verfänglich gemacht haben, daran ist der Orden doch wohl nicht Schuld? Man schreibt sorgfältig auf, und vergrößert die Fehlritte der Menschen; ihre guten und edlen Handlungen aber werden stets mit Stillschweigen übergangen. Nothwendig mußten die Jesuiten, des vortheilhaften Rufes wegen, in dem sie standen, des Glü-

des wegen, das ihnen dieser Ruf zuzog, der Gnaden wegen, womit sie gekrönte Häupter überhäuften, alle übrigen Stände gegen sich aufbringen. Man dichtete ihnen Verbrechen an, die sie nie begangen, und ihre Verdienste bereiteten ihnen endlich den lange gewünschten Sturz vor.

Dieses ist die natürlichste Geschichte des Jesuiterordens; alles übrige ist leidige Fantasteren! Selbst ihre gefährlichen Lehren, — (die Marianas Andenken ins besondere schänden, wenn es ja Schande ist, von der Vernunft verführt zu werden, und seine Lieblingsideen, aus Menschenliebe, und Liebe zum Ruhme, der Welt zu offenbaren) könnten vielleicht aus eben dem Grunde, mit welchem Hr. Mendelssohn den Thomas Hobbes vertheidigte, entschuldigt werden. Thomas Hobbes lebte zu einer Zeit, da der Fanatismus mit einem unordentlichen Gefühle von Freyheit verbunden, keine Schranken mehr kannte, und im Begriffe war, wie ihm auch am Ende gelang, die königliche Gewalt unter den Fuß zu bringen, und die ganze Landesverfassung umzustürzen. Der bürgerlichen Unruhen überdrüssig und von Natur zum stillen, spekulativen Leben geneigt, setzte er die höchste Glückseligkeit in Ruhe und Si-

herheit, sie mochten kommen, woher sie wollte, und diese fand er nirgend als in der Einheit und Unzertrennlichkeit der höchsten Gewalt im Staate. Der öffentlichen Wohlfart glaubte er also sey am besten gerathen, wen alles, sogar unser Urtheil über Recht und Unrecht, der höchsten Gewalt der bürgerlichen Obrigkeit unterworfen würde. Um dieses desto füglicher thun zu können, setzte er zum voraus, der Mensch habe von Natur die Befugniß zu allem, wozu er von ihr das Vermögen erhalten hat. Stand der Natur sey Stand des allgemeinen Aufruhrs, des Krieges aller wider alle in welcher jeder mag was er kann; alles Recht ist, wozu man Macht hat. Dieser unglückselige Zustand habe so lange gedauert, bis die Menschen übereinkommen, ihrem Elende ein Ende zu machen, auf Recht und Macht in so weit es die öffentliche Sicherheit betrifft, Verzicht zu thun, solche einer festgesetzten Obrigkeit in die Hände zu liefern, und nunmehr sey dasjenige Recht, was diese Obrigkeit befehlt.

Für die bürgerliche Freyheit hatte dieser Anti-Mariana entweder keinen Sinn, oder wollte sie lieber vernichtet als so gemisbraucht sehen.

Man mache nun eine Anwendung auf die gefährlichen Irrthümer des Mariana, man rechne davon ab, was politische Verfassung, herrschende Gesinnung des Zeitalters, d. i. abgöttische Verehrung der Macht des Papstes, Enthusiasmus für die Freyheit der Menschen, Wuth gegen die Sklavenfesseln die ringsumher rasselten, hinzufüget, — man rechne alle diese Dinge sag ich, von der Sträfflichkeit des Mariana ab, und gewis wird kein menschlichdenkender Philosoph der erste den Stein gegen den Irrenden von der Erde heben.

Kein Philosoph und kein Mensch, wenn es anders möglich ist, sich in ähnliche Situation zu versetzen, in welcher Mariana schrieb. Wir sehen Regenten vor uns, die ihre Nebenmenschen und sich aus eben dem Thone abzustammen, von eben der Hand gemacht zu seyn, erkennen; die sich bloß ihrem Dienste widmen, stolz auf ein öffentliches Bekenntniß der Menschenliebe sind, die engen Kreise ihrer Freyheit erweitern; Regenten, die wir anbeten, weil sie ihre Macht uns zu schaden, nur zu unserm Besten anwenden. In dieser beneidenswerthen Lage können wir nicht anders als von Abscheu über die Lehre des Mariana ergriffen werden, allein, wenn unter

Nero unsere Freyheit zu Grunde giengen, wir unsrer Güter beraubt, ohne Ursache ins Gefängniß geworfen würden, alle Tage neue Ungerechtigkeit, neue Grausamkeit und Schaffote sähen, worauf unsere Freunde schuldlos ihr Blut versprizzen, wenn wir unter einem solchen oder ähnlichen Despotenjoche unserer Vorrechte und aller Rechte der Menschen beraubt, der Stunde fluchten, die uns unser Leben gab, wie leicht könnten wir da vom inneren unzubesänftigenden Schmerz verführt, mit Mariana behaupten wollen: es sey erlaubt, mit einem Dolche Millionen unglücklicher Geschöpfe von einem Tyrannen zu befreien. — Noch heftiger als übertriebene Abgaben und Verlust bürgerlicher Vorrechte, wirkt der gekränkte Religionsfanatismus: und wenn man nun dem Begriffe folgt: der Pabst, dieser Statthalter Christi sey auf Erden Christus selbst, der verdammten und selig machen könne, so wagt man für ihn eben so viel, als für Christus, als für Gott selbst, man besteht kreuzzugmäßige Abentheuer in Orient, und der Sohn zuckt aus Liebe für den himmlischen Vater, gegen den irdischen einen meuchelmörderischen Dolch; — und umgekehrt. Das war so im alten Testament, — da Abraham aus Religions-eifer seinen Isak abschlachten und verbrennen

wollte, und das wird so bleiben, so lange Menschen — an sinnliche Begriffe in der Religion hängen, kurz so lange sie Menschen seyn werden.

Alles dieses wohl erwogen, zu all diesem noch dasjenige, was ich der Kürze wegen übergehe, und von selbst jedermann in die Augen springet hinzugedacht, — welcher unparthenische Leser wird noch in Absicht auf Jesuiten der unbilligsten Verleumdung beiflichten; oder einem Traume, daß eine gewisse jesuitische Gesellschaft noch immer heimlich da sey, anhängen? Wenn P. Diesbach bey dem künftigen Beherrscher Oesterreichs eben so glücklich die natürlichen Fähigkeiten entwickeln wird, als er es bey dem jungen Grafen v. Braun gethan, so wird man es dem Kaiser gewiß Dank wissen, daß er keine Vorurtheile gegen eine Gesellschaft heate, — die nur in der Fantasie der politischen Kannengiesser existirt.

---

## Vierzehnter Brief.

**S**ogern man Friedeln seinen Weg unge-  
 stört fortwandeln lassen möchte, so wenig  
 ist mans im Stande. Er vergrößert trotz  
 der scharfen Lauge, die seinen ersten Theil  
 gewaschen, nun schon wieder jedes Objekt  
 999mal; setzt uns arme Preußen so tief  
 herab, erhöht die glücklichen Desterreicher  
 so hoch, daß den unbestochenen und billigen  
 Leser am Ende die Desterreicher und die  
 Preußen nicht größer als die Lilliputier vor-  
 kommen müssen. Ist es Satire oder Hohn  
 oder stockblinder Patriotismus, ist schwer  
 zu entscheiden. Hr. Friedel spricht an so  
 vielen Stellen von einer mehr als schweiz-  
 kerischen Freyheit, welche in Desterreich  
 herrschen soll? — Er pocht Seite 13. auf  
 die Grundverfassung seines freyen monar-  
 chischen Staates, schließt eine Episode, —  
 worinn er zum Vortheil der republikanischen  
 Freyheit, das Bild eines Monarchen herabzu-  
 setzen scheint, mit der (Seite 20.) frohlockenden  
 Exclamation, das habe nur ein freygebohr-  
 ner Desterreicher sagen dürfen, oder vielmehr  
 sey er nur im Stande gewesen, so etwas  
 zu sagen, weil der Druck seiner Fürsten

ihn nie in den Staub hinwarf, aus dem Er ohne konvulsivische Vergötterung seinem Fürsten nicht ins Angesicht zu sehen wagt. Um diese unbeschränkte Freyheit der glücklichen Oesterreicher zu bekräftigen, sagte er (Seite 300.) er habe oft darüber nachgedacht, warum gewisse Einrichtungen in österreichischen Staaten so langsam so hart zu Stande gebracht werden können, und er habe nur zwei Ursachen auffinden können. Die eine davon sey; weil viele österreichische Provinzen verschiedenen Gesetzen unterworfen sind, weil hier Rechte gelten, die dort keinem träumen, und umgekehrt.

Hier sollte man denken, wie sklavisch der Monarch an Mißbräuche und Aftervorrechte seiner Völker gebunden sey! — Herr Friedel zielt damit auf Ungarn, deren Gesetze mit jenen der übrigen Erbländer manchmal in Kollision kommen: — allein nur dann ihre entgegen gesetzte Kraft behaupten, — wenn es dem Lande oder den Absichten des Kaisers zu tráglich ist. Wir wollen bey diesem Gegenstande ein Weilchen stehen bleiben.

Die Fundamentalgesetze der ungarischen Nation sind in vielen Stücken den Fundamentalgesetzen Englands nicht unähn-

sich; nur ist die Stimme ihres Parlaments die sich sehr selten vereinigen darf, stets nur komitatenweise votirt; nie die allgemeine Stimme der Nation ist, — zu schwach, um die Beipflichtung des königlichen Willens zu bewerkstelligen, und hierdurch gesetzmächtig zu werden. Die Landtage werden von Zeit zu Zeit seltener; und bis dahin ist jeder Befehl des Regenten ein Gesetz dem man bey Verlust der Freyheit nicht entgegen handeln darf. Wären durch eine, von andern Mächten garantirte, Uebereinkommnis der Nation mit dem Regenten bey Verlust der Krone auf der einen, und bey Verlust der Freyheit der Nation auf der andern Seite die Landtage dergestalt eingeführt worden, daß wenigstens alljährig einer gehalten werden müßte, so wäre ihre Freyheit etwas mehr als ein bloßes Bliktrij. Ob sich Ungerland besser dabey befinden würde? ist eine andere Frage, eine Frage, welche erst dann völlig entschieden werden wird, wenn einer von den größten Rednern Europens Raynal oder Linguet zu Boden gestreckt lieget; davon der erstere zu beweisen sucht, daß die Abänderung der Fundamentalsgesetze, auch dann, wenn der Nation ein Vortheil daraus erwüchse, schädlich unbillig und unrechtmässig sey; der letztere, daß nach Verschiedenheit der Umstände die Gesetze

jederzeit Abänderung leiden müßten, und daß aus diesem Grunde der Wille eines Einzigen die beste aller möglichen Regierungen sey.

Wenn man auf das Herz und die großen Fähigkeiten derjenigen sieht, die gegenwärtig in Europa herrschen, so ist man sehr geneigt der Meinung des Linguets beizutreten; allein wo, wie hier, die Leidenschaft und die Vernunft auf einer und der nemlichen Wagschale liegen, da wird nie Ueberzeugung bewirkt. Der Gedanke an Joseph, oder Gustav zc. kann freylich die Gründe eines Rannals zurücksetzen, die Einbildungskraft, von der Erhabenheit solcher königlichen Gesinnungen erhitzt, reißt unser ganzes Herz dahin, wir achten der Warnung des Rannals nicht, und ergeben uns diesen Beherrschern auf Gnad und Ungnade. Allein lasset diesem Joseph, diesem Gustav einen Domizian, einen Bajazet, einen Kaligula nachfolgen, wo wird sich noch eine aufrichtige Stimme im Volke hören lassen: Vive le Roi! Wie wahr hast du nicht gesprochen, wird es heißen, du menschenfreundlicher Rannal! Warum hat dich nicht das gesammte Menschengeschlecht gehört? Ach! — nun ist's zu spät! Wenn wir unsere alten Fundamentalgesetze

und Vorrechte, hatten sie auch äußerlich ein gothisches Ansehen, behalten hätten, so würde Gustav seine Zeitgenossen nicht um etwas glücklicher haben machen können, als es ihre Vorfahren gewesen sind, aber wir wären dafür auch nicht äußerst unglücklich geworden. Nun liegt Gustavs schönes Gebäude in tausend Trümmern, und Bojazet lacht. Es ist für unsere Kindskinder keine Hoffnung mehr, sich aufzurichten, und Theil an ihrer eigenen Angelegenheit nehmen zu dürfen. Unsere Freiheit ist uns von einem Menschenfreund geraubt, und an einen Tyrannen vererbet worden. Es verfließen Jahrhunderte, eh ein Titus wieder kömmt, und dieser besizet nicht Selbstverläugnung genug, sein Diaden, seine Herrschaft mit seinen Unterthanen zu theilen. Er will von dem Ruhme, Millionen Menschen, er ganz allein ohne ihrer Zuthat, glücklich gemacht zu haben, eben so wenig als der Despot von dem Nutzen veräußern, welcher ihm aus der unbeschränkten Herrschaft erwächst.

Wohl dem Manne, ruft Linguet, der durch sich selbst das Glück einer Nation wird, aber noch weit mehr wohl dem, ruft Raynal, dem es genügt, gleiches Ansehen, gleiche Rechte, und gleiche Macht mit der ganzen Nation zu haben: ohne dessen

Benpffichtung sie eben so wenig, als er ohne die ihrige vermag! Der seine Macht auf Kosten der Freyheit eines ganzen Volks nicht zu vergrößern sucht, der es einsieht, daß ein geringes Uebel dadurch, daß man es sich selbst mit zufügt, erträglicher sey, als manches aufgedrungene Wohl! woben der Gedanke unvermeidlich ist: man hat dir zwar durch diesen Zwang eine Wohlthat erwiesen, man hat dich aber auch deiner Freyheit beraubt! —

### Fünftehnter Brief.

Sie haben Recht, ich habe mich in dem vorigen Briefe verschwazt, wie ist es aber auch anders möglich — wenn man in die Gesellschaft von Raynal und Linguet verwickelt wird? Wir kehren also zu der ungarischen Nation zurück. Ihr Gesetzbuch ist sehr vernünftig. Es fängt bey der politischen Geschichte an, und zeigt kürzlich die Art ihrer ersten Zusammentretung in die bürgerliche Gesellschaft; spricht dann etwas weitläuftiger von der Regierungsform dieser Nation und ihren ersten Herzogen (Pars I. Tit. III.) Von der Einführung der königlichen Würde und der Art der Gesetzgebung. (Pars II. Tit. III.)

Die wesentlichen Fundamentalgesetze Ungarlands sind folgende:

1.) Nach dem Dekret des heil. Stephan muß der König von Ungarn der katholischen Religion zugethan seyn. Lib. I. C. I.

2.) Die Stände dürfen ohne den König, und dieser ohne Zustimmung der Stände keine Gesetze machen oder abändern. Pars II. Tit. III.

3.) Die Freyheiten der Baronen, Magnaten und Edelleute, welche im Verfolg des Gesetzbuches klar bestimmt werden, ist der König unverletzt zu erhalten verbunden, welches Gesetz eine grosse Sanktion durch die Ermahnung des heil. Stephans an seinen Sohn erhielt, indem dieser h. König die Stände berechnigte, ihn, wofern er ihre Rechte schmälern würde, abzusetzen. (Decret. St. Stephan. L. I, c. IV. Decret. L. II. c. XX. Et Partis II. Tit. XIV.

Unter Andreas dem II. ist den Magnaten (Art. XXXI.) dem König zu widersprechen und sich entgegen zu setzen erlaubt worden. Dies wurde aber unter Leopold I. wieder aufgehoben. Unter eben diesem König (hier sehen wir schon ihre Freyheit

finken) begaben sie sich des Wahlrechtes so lange die Habsburgische Linie nicht auslöschten würde. (Decr. IV. Art. II.) Unter Ferdinand dem I. wurd die Regierung von Ungarn dem Hause von Oesterreich übertragen, und unter Karl VI wurde die Erbfolge auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt.

Die vorzüglichsten Freyheiten des Adels enthält der erste Theil Tit. II. die um so mehr bestetigt zu seyn scheinen, als selbst (Decr. VI. Uladislai Art. VII. & VIII.) eine harte Strafe auf diejenigen Edelleute gelegt wird, die gegen die Statuten des Königreichs und die Freyheiten desselben öffentlich handeln würden. In dieser kurzen Anzeige findet der Leser den Geist ungarischer Geseze und die merkwürdigeren Epochen ihrer Geschichte.

Anfangs ist jedes Volk frey, begiebt sich dann aus bekannten, oft gnug angeführten Ursachen in eine bürgerliche Gesellschaft, macht sich Geseze, denen sie sich unterwirft, und wenn ihre Verwaltung, die gewöhnlich zuerst mehreren Personen anvertraut wird, — sie nicht zufrieden stellt, dann wählen sie sich einen Einzigen, dem sie die Landesgeseze und ihre Rechte anver-

trauen. Er führt die Sprache des heil. Stephans; seine Nachfolger nicken zu den Forderungen der Stände, die sich auf ein feyerliches Versprechen des h. Stephans stützen, mit dem Kopfe, — so lange die Dauer ihrer Macht noch zweifelhaft ist. Sie distinguiren, so bald sie nichts mehr zu befürchten nichts mehr durch abschlägliche Antworten zu verlieren haben. Sie lachen der kindischen Gebräuche, die den vorigen Jahrhunderten heilig gewesen sind, und diese oder jene Geseze veranlasset haben. Sie machen sich ein neues Regierungssystem, einen neuen Plan zu einer Komödie, Tragödie oder Farce.

So aber nicht Joseph der II. dessen Thron, da er noch nicht lallte, der ungarische Adel befestigte, und wofür derselbe bei Antritt seiner Regierung ihre Freiheiten nicht zu vermindern feyerlich zusagte. Diese Zusage wird ihm auch gewis, in sofern er dieselbe dem Ganzen zuträglich finden wird, heilig bleiben. Die wichtigste dieser Freiheiten des Adels ist, daß sie von allen Abgaben befreit; und dafür zu einer Insurrektion im Kriege verbunden sind. Diese Insurrektionen kosteten in vorigen Zeiten, ausser dem verlassenen Blute, was in den Augen der grösseren Regenten wenig Wehrt zu haben

pflegt, beträchtliche Summen; so beträchtlich, daß der verhältnismäßige Beitrag zur Erhaltung des Staats, davon kein Bürger losgesprochen werden kann, pränumero hinlänglich geleistet worden. Man muß auch noch die Güter der ausgestorbenen Familien, die stets an die Krone verfielen, hier mit in Anschlag bringen. Der Adel war also nicht eigentlich ganz von Abgaben der Steuer befreiet: — Ihr Vermögen und ihr Leben war gleichsam eine Schatzkammer des Staats, die bei kritischen Vorfällen erschöpft werden konnte. Diese Steuer war nicht geringer als sie es nun immer werden kann, sie war nur ehrenvoller, weil sie stets nur aus Patriotismus entrichtet wurde. Die ungarische Geschichte ist daher eine Sammlung von grossen Handlungen, die der Seltenheit wegen, Bewunderung verdienen.

Die Reformation Joseph des II., und alles, was nun gutes durch ihn geschieht, erinnert uns sehr lebhaft auf den seltenen Zug des Patriotismus von 1741. Ohne die äußerste Aufopferung dieses edelmüthigen Adels würde nun ihr grosser Monarch weniger im Stande seyn, mit Heinrich dem IV. und Karl dem V. um den Rang zu buhlen; unser König hielt nun vielleicht auf

Oesterreichs Unkosten Rußland selbst in Respekt. Man würde bei der Theilung von Pohlen einen Hof, der zuviel von dem seynigen verlohren hätte, ausgeschlossen, und zu ohnmächtig gemacht haben, in Holland mit gutem Vortheile zu wirken. Maria Theresia gedachte sehr oft dieses kritischen Zeitpunktes. Sie erzählte oft, und nie ohne eine starke Nührung, wie nach sie gezwungen wurde, ihre liebsten Ohrgehänge, welche sie von ihrem Vater zum Andenken bekam, nachdem schon der übrige Schmuck versezt gewesen war, an einen Prager Juden für 20,000 fl. zu verkaufen, um auf der einen Seite 12000 Panduren rothe Mäntel zu schaffen, welche sonst gegen den Feind nicht hätten marschiren können, und auf der andern Seite mit eben diesen Ohrgehängen ihren Feind beschenken zu helfen, denn der Jude kaufte solche für die Prager Bürger, welche sich damit von der ihnen bevorstehenden Brandschazung los kaufen wollten. In dieser Lage war die gänzliche Aufopferung der Güter und des Lebens, wozu sich der ungarische Adel entschlos, unschätzbar, war mehr — als eine jährliche Steuer, davon am Ende doch nichts — übrig geblieben, und wodurch am Ende auch der patriotische Junke, der hier ein kleines Wunder wirkte, erstickt worden wäre.

Die große Freiheiten des ungarischen Adels, worüber der kaltblütige Politiker stuzt, sind also erkaufte, bezahlt, verdient.

Allein, wenn sie dem Ganzen schädlich seyn sollten, wenn durch eine andere Einrichtung im Militär sich die Krone der Vortheile der Insurrektion begeben müßte, dann scheint es billig zu seyn, daß der Staat einen proportionirten Ersatz dafür fodere.

Diese Billigkeit versetzt den Adel freilich wohl in die betrübteste Lage, und wenn das phisokratische System ihnen 40 p. c. abfordern sollte, so kömmt der grössere Theil davon an den Bettelstab.

Wir haben schon oben gesehen, daß zu einer gewissen Zeit mit dieser phisokratischen Steuer einzuhalten, sie auf die Hälfte des jährlichen Einkommens gesetzt werden könne, und also sind diejenigen, welche die Hälfte von dem, was sie besitzen, schuldig sind, sobald die andere Hälfte der Hof für sich einführt, — gänzlich zu Grund gerichtet. Dieser Fall ist in Ungarn keine Seltenheit. Wer geütern eine Herrschaft um eine Million Gulden gekauft hätte, und eine halbe Million darauf schuldig geblieben wäre, der würde morgen bei der landesväterli-

chen Einführung des phisokratischen Systems betteln müssen: Die Liebe für das allgemeine Wohl, welches freilich dem Privatwohl vorgezogen werden muß, hätte ihn bis aufs Hemde ausgezogen.

## Sechzehnter Brief.

Du bist gerecht gefunden worden! sollte, wie Herr Friedel (S. 22.) sagt, die Geschichte über die Urne des besten Fürsten schreiben. Dieses Urtheil hat gewiß Joseph zu erwarten, wenn gleich einzelne Personen oder Stände über verletzte Vorrechte ihre Hände zusammen schlagen. Bei einer jeden Reformation muß sehr oft das Privatwohl mit dem öffentlichen in Collision kommen. Wenn nur übrigens den Ländern das Wohl und der Borglanz vor andern monarchischen Staaten, und eine ausgedehntere Freiheit, so weit sie sich nemlich mit der monarchischen Einrichtung verträgt, zu gesichert wird, so muß man schon bei Verletzung verrosteter Geseze ein Auge zu drücken, und den Zeitpunkt mit Gedult erwarten, da die versprochenen Dingen kommen werden. Was liegt daran, ob die

Krone in Pressburg oder in Oesterreich liegt? Sie hat längst ein Talisman unga-  
rischer Freiheit zu seyn aufgehört.

Wie viel ist nicht gegen die Absetzung  
der Obergespanne und Einführung der Kom-  
missären einzuwenden? Denn Kraft der De-  
crete des h. Stephan und Vladislai (3. Art.  
44.) muß eine jede Gespannschaft ihren  
Obergespan haben.

Man kann denselben nicht anders, als  
durch eine Übereinstimmung des gesamm-  
ten Adels eines Komitats, und nach dem er  
vorher gehört wurde, absetzen. (Artic. 15.  
36.)

Selbst der Landesfürst kann keinen E-  
delmann, ohne ihn vorher konvinzirt zu ha-  
ben, von seinem Amte absetzen. (tit.  
9. Pars I.)

Es dürfen einer und der nehmlichen Per-  
son mehrerer Komitate nicht anvertrauet  
werden. (Artic. 44. Vladis. Decr. 3)

Wiewohl nun diese Handlung, so lan-  
ge Ungerlands Gesetze nicht aufgehoben wer-  
den, — für gesetzwidrig angesehen wer-  
den muß, so wird das obige Urtheil der  
Geschichte dem ungeachtet auf Josephs Ur-

ne demaleinst glänzen. Wenn die Nation Gesetzen, die sie nicht glücklich machen können, unterworfen ist, so ist es die Pflicht des Regenten diese Gesetze als Hindernisse ihres eigenen von ihnen nur verkantten Wohls aus dem Wege zu räumen.

Was ich mit allen diesem Râsonnement haben will? Weiter nichts, als mich noch einmal der Freudenthränen, womit Hr. Friedel seiner Landsleute Wangen benezet, zu erinnern, und mich des übertriebenen Frohlockens über die unbändige Freiheit der Oesterreicher (darunter gehören die Ungarn auch,) herzlich zu freuen.

Das durfte nun ein freigebohrner Oesterreicher! ruft Hr. Friedel, — wo er von einem Monarchen dem Wesen dieser Würde, und ihrem gefährlichen Einflus auf den Staat ein bißchen frei deklamirte. Ich will ihm folgen, und gleichfalls über die Würde und Bestimmung eines Monarchen einige Reflexionen drucken lassen: nicht um etwas neues zu sagen, das hat Herr Friedel auch nicht gethan, sondern nur um ihn zu überzeugen, daß auch ein Berliner über diese Materie frei denken und schreiben darf. Man suche aber keine Beziehungen darinnen: denn auch Herr Friedel sprach ohne

Beziehung auf irgend ein lebendes Wesen, wie ers überhaupt öfters zu thun pflegt.

Der Monarch ist der Gegenstand aller Gespräche. Der Gelehrte und das Hökerweib fordern jede seiner Handlungen vor den Richterstuhl ihrer Kritik. Sie loben, tadeln und verdammen ihn alle Tage auf eine andere Art. Der Skribler lügt nach dem Maas seiner glücklichen oder unglücklichen Lage ihm tausend gute Eigenschaften oder Laster an, wozu sich selbst der heuchlerische Horaz und sogar der feige Ovid in seiner Verbannung brauchen liessen. So ein niederträchtiger Schmeichler schadet tausend Familien indem er das Gehirn seines Augustes betäubet, und die Gewissensbisse desselben, die nur selten aufsteigen, ersticken hilft. Er unterstützt seine Eigenliebe, die die schändlichsten Nachtsprüche veranlasset, welche umso weniger abgeändert werden, je mehr sich der bethörte Regent für den einsichtsvollesten aller Menschen hält. Niemand ist den Rechten der Menschheit gefährlicher, als ein Eroberer, und derjenige, der sich auszeichnen, und durch neue Anordnungen berühmt zu machen sucht. Man erinnere sich hier des weisen Hans Jakobs. Wir haben, sagt er, die allergenaueste Geschichte der Völker; die sich zerstören; aber es fehlt uns die

Geschichte der Völker, die sich vermehren. Diese sind indessen so glücklich und so weise, daß die Geschichte nichts von ihnen zu sagen hat; und in der That sehen wir noch selbst ist, daß die Staaten, die sich am besten befinden; gerade die sind, von denen man am wenigsten spricht. Wir wissen also nichts als das Böse. Das Gute macht selten Epoche. Nur Bösewichter sind berühmt! die Guten werden vergessen, oder lächerlich gemacht: und so kommts, daß die Geschichte unaufhörlich das menschliche Geschlecht verleumdete.

Hätte Herr Friedel dieses überlegen oder beherzigen wollen, so würde er von seinem glücklichen Vaterlande nicht so viel gesprochen, sondern des Guten sich in der Stille mit gefreut haben.

Der Regent, der nach Ruhm dürstet, und nicht stets rühmlich handelt, hat einen Mantel für seine Thorheiten und Grausamkeiten, der aus dem nämlichen Stoffe gewirkt ist, womit der Pfaffe seine Blöße decket: nemlich den Mantel der Geheimnisse. Wenn die gesunde Vernunft gewisse Entschlüsse nicht begreifen kann — so ist sogleich die Antwort da: du kannst nicht wissen,

was im Kabinet vergeht, — dieses oder jenes ist ein Staatsgeheimnis, — daß du aber von der Güte dieser Anordnung überzeugt seyn müßest, dazu verbindet dich der politische Glaube, — oder, wenn du ein Rezer bist, das Halsgericht.

In diesen Mantel der Geheimnisse eingehüllt, kann die Königliche Ehr und Ruhmsucht, die so leicht und so gern ausschweift, Verträge brechen, die heilsamsten Gesetze vernichten, ungerechte Kriege anspinnen, um sich in den Waffen zu üben, und die rasendsten Unternehmungen wagen, um für einen Originalgeist zu gelten.

Der Marquis d'Argens, der an dem Hof unsers Königs lebte, und kein freigebohrner Desterreicher war, dachte und schrieb über diese Materie noch freier, als Herr Friedel, und was er darüber schrieb, belegte er mit Daten aus der Geschichte, ohne sich den Haß des Königs Friederich dadurch zu gezogen zu haben.

„In den fabelhaften Zeiten der trojanischen Belagerung und bei den Helden Homers findet man lauter unverständige, stolze, schelmische, oder meineidige Leute. Achill ist ein unbedachtsamer Wildfang, der die Hälfte der Griechen ohne alle Ursache zu

Grunde gehen läßt, und ein Unmensch, der mit dem Körper des Hektors, den er wegen seiner Tapferkeit hochschätzen sollte, Mutwillen treibt. Agamemnon ein Henkersknecht seiner eigenen Familie. Seine eigene Tochter ist das Opfer seines Ehrgeizes, Ajax ist ein Wüthrich; Ulysses ist tückisch; Idomeneus ein Mörder seines eigenen Sohnes. Und nun auf die wahren Könige der Erde zu kommen, wie vieler Schandthaten machte sich nicht Alexander in den letzten Tagen seines Lebens schuldig? Mit eigener Hand tödete er seine Freunde, und seine besten Kriegsbediente lies er ermorden. Er überlies sich der schändlichsten Lüderlichkeit. Maurus und Sylla begingen mehr Schandthaten, Räubereien und Mordthaten, als nimmermehr alle Missethäter in Katalonien und die Schwärmer von Biverais gethan haben. Pompejus und Cinna waren zwei erlauchete Strassenräuber, die sich lange Zeit um den Raub ihres Vaterlandes zankten, und beiderseits die Macht, welche ihnen ihre Mitbürger unbedachtsamerweise in die Hände gegeben hatten, mißbrauchten. Man kann sie für nichts als für Verherer ihres Staats und für die Tyrannen ihres Vaterlandes ansehen. Anton, August und Lepidus, die nach dem Cäsar kamen, waren drei grosse Strassenräuber, die nach dem

Tode ihres Oberhaupt's dessen Raub unter sich theilten, und eine kurze Zeit einander selbst plünderten. August war freilich in den letzten Jahren seines Lebens gutherzig und anädig; indessen, wenn er ein gemeiner Mann gewesen wäre, so würde man ihn lange vor seiner scheinbaren Neue gehangen haben.

Franz I. König von Frankreich hatte sehr viele Tugenden. Er hatte ein gutes edles aufrichtiges Herz; doch hielt er bei allen diesen vortreflichen Eigenschaften das Wort nicht, da er aus seinem Gefängnisse von Madrit kam. Diesmal bezahlte er Karls V. mit eben der Münze, wie dieser Kaiser ihn schon oftmals bezahlt hatte.

Unter den Tugenden Karls V. darf man nicht etwa bei der Aufrichtigkeit stehen bleiben; dieses war eben seine schwächste Seite.

In den neueren Zeiten haben wir vier Helden von verschiedenen Verdiensten: voller guten Eigenschaften, und mit vielen Tugenden begabt; und dennoch entdecket man auch viele Hauptfehler an ihnen. Der erste davon ist Wilhelm III. König von Großbritannien. Unstreitig hatte er grosse Eigenschaften, und doch beförderte er die Absetzung seines Schwiegervaters vom Throne

Was spricht wohl die Welt von einem Menschen, der sich das Vermögen seines Vaters anmasset, und ihn nöthigt, auf eine elende Weise sein Brod vor der Thüre anderer Leute zu suchen?

Ludwig XIV ist der zweite dieser Helden. Er war leutselig und prächtig, ein Feind der Grausamkeit, ein Gönner der Gelehrten, ein Beförderer der Künste und Wissenschaften, der sie in seinem Königreiche in Flor brachte; er würde Heinrich IV gleichgekommen seyn, wenn niemals Jesuiten in der Welt gewesen wären, und wenn er niemals eine Montespán zu sehen bekommen hätte. Eine Frau ihrem Mann zu entführen, und sich von Mönchen so weit einnehmen lassen, daß man auf ihren Rath Leute aus dem Königreiche verjagt, denen doch das Haus von Bourbon grosse Verbindlichkeiten hatte, und dennoch durch diese zwen Fehler von seinem Ruhme nichts zu verlieren, dazu gehören freilich eben so grosse Eigenschaften, als Ludwig des XIV. seine gewesen sind.

Der Character des verstorbenen Czars Peter I. war von Großmuth und Grausamkeit, von Tugend und Laster zusammen gesetzt. Man erhöhe seinen Ruhm noch so

sehr, so wird doch nimmermehr sein wildes Wesen zur Tugend werden, und der Vater wird die Ermordung seines Sohns nie unter seine herrlichen Thaten setzen dürfen.

Der König von Schweden, Karl XI war überaus tapfer. Er besaß noch andere schöne Eigenschaften, trieb aber zugleich seine Rache bis aufs äußerste, und wer weiß, ob ihn Gott nicht durch jene Kette der Unglücksfälle, die sich bei Ylxtaba anfieng, dafür gestraft hat, daß er den unglücklichen Patkul, ohne auf die ansehnliche Ehrenstelle, die er begleitete, zu sehen, zu der grausamsten Todesstrafe verurtheilen ließ.

In diesen Helden also, die noch zu den neuesten gehören, halten die Hauptfehler ihrer Tugend das Gleichgewicht.

Mit diesen einseitigen Thatsachen sucht d'Argens unser Herz gegen die Majestät der Könige zu empören, und uns die leidige Ueberszeugung, daß alle Regenten Tyrannen und Bösewichter sind, einzuflößen. Er sticht auf der einen Seite die Jesuiten, und schließt mit Marianna auf der andern Seite einen festen Bund. Ja er thut noch mehr. Mariana wüthete nur gegen die Tyrannen, Er aber

Brandmarkt das Andenken der tugendhaftesten Könige. Heinrich dem IV. hält Er die Eifersucht vor, die ihn jederzeit übler Laune machte, so oft die Heerführer, die unter ihm dienten, sich Ruhm erwarben. Es sey ihm, sagt er, eben so sehr zuwider gewesen, dieselben loben zu hören, als es dem Tiberius zu wider war, sich von jemanden in wichtig Geschäft übertroffen zu sehen.

Marquis d'Argens hat alles gesagt, was ein wider die königliche Gewalt eingenommener Schriftsteller sagen kann. Von einem solchen schelmsüchtigen Menschen hat der beste Monarch nichts als Verleumdung zu erwarten: und dem ungeachtet schätzte ihn unser Monarch seiner übrigen Talente wegen; er verzieh auch 1782. Mannalen alle die Anzüglichkeiten, welche dieser Flüchtling gegen ihn drucken lies, und Ihr Monarch hat darinn keinen Vorzug. — In diesem Punkte, lieber Hr. Friedel, sind unsere beiderseitigen Regenten gleich erhaben gesint, — sie haben nicht nöthig ein Lob zu entzogen, oder einen Tadel zu scheuen, ihre Absichten sind edel und groß, wenn sie auch nicht immer erreicht werden.

Wer wollte aber auch mit grossen Herrn bestehen, Gott selbst mußte mehrere Welten

erschaffen und Brücke an die Planeten ansetzen, wenn alle die ausschweifenden Wünsche der Eroberer und Mehrer der Reiche in Erfüllung gehen sollten? Ist meinem Monarchen, der, ein Verhältniß mit dem anderen verglichen, größer als Alexander und Cäfer ist, — die Ausführung des Plans, den er sich bey Antritt seiner Regierung machte, vergönnt worden, so haben damals Glück und Zufall sehr vieles dazu beigetragen, davon am Ende mehr als von der größten Weisheit abhängt. Es würde diesem eben so grossen als glücklichen Monarchen weniger Mühe gekostet haben, mit einer etwas stärkeren Macht — halb Europa zu bezwingen, — als es nun bey ihnen nothwendiger Weise Schwierigkeiten haben mußte, die Hochmögenden Käufkrämer, wie man die Holländer in Oesterreich nennen soll, nach dem Plane des verunglückten Proglis, zu Paaren zu treiben. Ehedem waren regulirte Truppen allein zur Behauptung einer übertriebenen Forderung hinlänglich, nunmehr hängt das meiste von der Negotiation mit anderen Kabinetten ab. Man kann Pohlen und vielleicht des türkischen Reich selbst zertheilen, — ohne eine Musquete loszubrennen, wenn vorher die Negotiationen glücklich von statten giengen und gehörig beschloffen wor-

den sind; man kann aber dagegen vor Gott und der Welt Recht haben, und zur Behauptung dieser gerechten Forderung gegen die unkriegerischen schwachen Holländer nach den Niederländern 200,000 Mann zu Fuß und zu Pferd beordern, ohne einen Laib Kaff zu erobern. Unter den Höfen selbst herrscht gegenwärtig mehr als in Holland eine republikanische Einrichtung, die über das Wohl oder Weh eines Reiches nach Mehrheit der Stimmen entscheidet; nur haben heutigen Tags freilich wohl Rußland und Frankreich mehrere Stimmen als andere Höfe: und dieser Einrichtung zu Folge ist die kleine Stadt Danzig, trotz 250,000 bewaffneten Preussen eben so sicher, als es Holland trotz der noch stärkeren Armee der Desterreicher seyn würde, wenn der Monarch nicht einen Kopf hätte, der eben so viel werth ist, als seine ganze Armee. Das werden wir gewiß im kurzen noch deutlicher an den grossen Folgen sehen, welche dieser Streit mit dem Holländern nach sich ziehen wird.

Der Fürst v. Kauniz ist einer der größte Minister; Er wird die besten Taugen seines Ruhmvollen Lebens nicht damit beschließen, daß er den Desterreichischen Staat in einen Krieg mit Liliputiern

verwickelste, — welche gegen die fürchter-  
 lichsten Niesen selbst ihre Meinung vor  
 ganz Europa behaupten könnten. Es wird  
 ihnen gewis nicht gelingen vielleicht, daß sie  
 sich sogar darauf steiften? — wie ehemals  
 dem Pabste, — vor dem strengen Ulti-  
 matum des Kaisers auch nur den unbedeu-  
 tendesten Artikel abzuhandeln. Wenn man  
 dem Pabste etwas nachgesehen hat, so ist  
 es eine sehr unbedeutende Kleinigkeit ge-  
 wesen, die wie man glaubt, keine gefähr-  
 liche Folgen haben könne. Allein hier, wo  
 nicht die *lana caprina* sondern vom Gelde,  
 und von reelem Interesse die Rede ist, ver-  
 hält sich die Sache ganz anders. Man  
 kann wohl zum Behuf des Armeninstitutes  
 die schon einmal misbilligte Bruderschaften  
 wieder einzuführen erlauben, denn dabei  
 ist noch immer etwas zu gewinnen, aber  
 Klöster, die einmal kassirt sind, wieder neu  
 zu errichten, oder in einem anderen Falle  
 dem Vorurtheil auf eine kostspielige Art  
 zu fröhnen, das läuft einer weisen Refor-  
 mation, die nur das Beste des Staats  
 heischt, Schnurstraks zu wider. Immerhin  
 mögen die Holländischen Zeitungen einwen-  
 den: daß man nicht berechtigt gewesen sey,  
 auf einen Schus gegen Leute, welche sich  
 nicht anders abwähren ließen, in ihr Eigen-  
 thum einen Einbruch zu wagen, die förm-

liche Kriegserklärung zu legen, — den Prozeß mit der Exekution anzufangen, u. d. g. m. Immerhin möchten ihre Klagen und ihre Vorwürfe der Undankbarkeit im ungarischen Tone abgefaßt, nicht blosse Sophismen, ja möchten sie auch noch so sehr gegründet seyn, so sind ja Kraft der Machiavellischen Klugheitslehre, die freylich wohl unser Monarch durch seine Schriften so wie der ihrige, H. Fridell! durch seine Handlungen zu widerlegen suchen, von den allgemeinen Menschenpflichten und folglich auch der Dankbarkeit als Regenten losgesprochen. Diese Machiavellischen Grundsätze werden zwar, wie ich eben berührte, von den grossen Herrn widerlegt, und verflucht, aber man kann dem ungeachtet nicht umhin, sie zu befolgen. *Video meliora proboque dete iora sequor*: es ist wahr, ich soll Schlesien nicht so ganz wie es da ist, wegnehmen — *suum cuique* mir Schlesien und dir die Schelde! Das ist die Logik der gekrönten Häupter; und unter uns! sie kann es gar nicht anders seyn. Die Regenten, welche unter sich im Stande der Natur leben, und keinen Gesetzen unterworfen sind, müssen alle mögliche Aufmerksamkeit darauf wenden, jeden ihrer Vergösserung günstigen Umstand zu nutzen. Wer sich durch übertriebene Gewissenhaftig-

keit davon abhalten ließe, oder denenjenigen, die so gewissenhaft nicht sind, aus Vertrauen auf die Pflichtmäßige Rechtschaffenheit aller Menschen zu viel Blößen gäbe, der würde eine gute Priese für seine gefronten Brüder werden. Die Frömmigkeit der Regenten von Oesterreich gab uns Beispiele genug davon. Franz hat in seiner Gallerie der Teufel sehr deutlich im Scherze und im vollen Ernste bewiesen, daß jeder Monarch zu allem berechtigt ist, was er an sich zu bringen vermag; und macht dabei ein schönes Projektchen, das, so lächerlich es beim ersten Anblicke zu seyn scheint, dennoch sehr ausführbar ist. Wenn wir einen mitleidigen Blick auf Deutschland richten, heißt es, so sehen wir da eine solche Menge von kleinen Fürsten und appanagirten Prinzen, die nichts zu beißen und zu brechen haben, daß es uns jammern muß. Fast durch alle Regimente sind sie gesäet, und wenn einmal eine gute Präbende vakant wird, so laufen sie eben so haufenweise darnach, wie die Kandidaten nach einer Pfarre zc. Wenn da nur der Kaiser und der König von Preußen herkämen, und die Vormundschaft von Deutschland übernähmen, und versorgten die Prinzen groß und klein in den Ländern der Europäischen Türken; machten den Herzog v. W.\*

zum Sultan im Serail, und graduirten alle übrigen zu Königen; den einen von Enpern, den andern von Morea u. s. w. so würden alle versorgt, u. S. K. Majestäten machten so durch Deutschland einen graden Strich und ersparten die Gehälter des Reichshofraths und des Reichskammergerichts. Das ist nicht bloß eine Chimäre. Ludwig XIV. fragte schon ehemals: wie viel es kosten könnte, Europa zu erobern?

Deutschland gehörte vor diesem ohnehin einem Herrn zu, die Fürsten, Herzoge, Markgrafen und Ritter waren das nur, in sofern ihnen Chargen und Aemter ertheilt: und sie statt des Salarium mit Ländereyen belohnt wurden, nach und nach wurden aus Lehnleuten selbst Herrn, und vereinigten sich durch Schutz- und Truxbünde gegen den Türken. Nach der Hand ließen sie den Türken in Ruhe und wachten für ihr Privatinteresse. Vor Zeiten als es dem mächtigen Hause Oesterreich darum zu thun seyn mochte, ganz Deutschland unter seine Botmäßigkeit zu bringen, als Waldstein und Tilly das Schrecken aller Fürsten waren, damals hatte so ein Projekt weit mehr Schwierigkeiten.

Im Kabinet giebt es keine strenge Casuisten, die sich mit gewissenhaften Nach-

grübeleien abgaben: ob eine oder die andere Unternehmung mit den bekannten Grundsezen darin übereinstimmt, Moral, oder nicht? — genug, man hat mit keinen politischen Schwierigkeiten zu streiten, es ist ausführbar, und das (suum cuique) einem jeden das seinige heißt im Grunde weiter nichts als: es ist mein was ich erobere, oder durch Negotiationen an mich bringe; Pohlen, Schweden, und die Krimische Tartarei ist mein, sobald andere Mächte sich mit mir darüber vereinigen. Einem jeden das seinige! sagt der Kaufmann, dessen Spekulationen andere kleine Krämer aufgezehrt haben. Unser aufgeklärtes gesittetes, zärtliches Jahrhundert verdammt die Grundsätze des Machiavael, und — Pohlen wird getheilt.

Nun, und was liegt im Grunde daran? das Reich ist zu seinem Verfall durch eigene Freiheit reif geworden: es trägt nun fesseln, die es hindern, sich selbst schädlich zu seyn. Ueberhaupt genommen ist eine monarchische Regierung, oder nach dem Sinne des Schöpfers, Despotismus, wenn der Despot ein menschliches Herz und einen gesunden Menschenverstand besitzt — die beste aller erdenklichen Regierungsformen; Welches Volk wird sich

nicht in kurzem darüber trösten, — daß nun seine Plakate mit: Wir Peter statt Wir Paul anfangen? — Wenn diese Veränderung an den Plakaten, Verordnungen und Edikten nur nicht zu viel Blut kostet, wenn sie nur durch geheime Unterhandlungen betrieben, wenn nur wegen einer so geringfügigen Kleinigkeit kein Schwert gezückt wird. — Derjenige Landesvater hinterläßt an seinen Unterthanen nur lachende Erben, der sich seine Würde so leicht hat nehmen lassen: hat er sie vermehrt, und zwar nur darum vermehrt, um seine alt und neuen Unterthanen glücklicher zu machen, so verdient er ihren Dank, und hat sich keinen Vorwurf darüber zu machen, daß er sich auf Kosten seines Bruders vergrößert hat. Wer nicht Menschenglück zu befördern fähig ist, der ist der Krone unwürdig, und verdient gedemüthigt zu werden, massen die Millionen Menschen, — zufolge der Kaiserlichen Gesinnungen, nicht der Könige wegen da sind.

Wohl dem der nun hierbei freudig ausrufen kann, mein Joseph oder mein Friedrich ist würdig seiner Würde! — er dient uns, er glaubt nicht, daß wir bloß seinetwegen da sind! —

So wenig nun ein Landesfürst die strenge Sittenlehre in Absicht auf auswärtige Angelegenheiten beobachten kann, eben so wenig kann er sie, in Absicht auf innere Verfassung sener Länder zum Maassstabe seiner Entschliessungen machen. Er muß oft ungerecht scheinen, und manche Vorrechte einzelner Stände, die dem Ganzen schädlich zu werden anfangen, vernichten, muß hunderte unglücklich machen, um tausende dagegen im Wohlstande zu erhalten.

So vernichtet die ewig reformirende Natur Calabrien — so schlägt der Hagel die Hofnung mancher unschuldigen Geschöpfe zu Grunde, so ertränkt eine unvermuthete Uiberschwemmung viele Familien, die fromm und andächtig lebten. —

Solche bittere Nothwendigkeiten mochten viel dazu beigetragen haben, manche schwermüthigen Schriftsteller zu Gottesleugnern, und Majestätenschändern zu machen. D'Argens selbst dem Machiavel, ohne zu untersuchen, ob in seinen Grundsätzen nicht vielleicht manche Wahrheit verborgen liege, gram, und mit manchen Thatsachen, die eben nicht zu Gunsten der Regenten ausfallen, bekannt, verfiel auf den Gedanken, — alle Regenten als Tyrannen zu verschrei-

en, Friedrich, der die Lage des Fürsten genau-  
er als D'Argnes durchblickte, entschuldigte  
die Kurzsichtigkeit des getäuschten Schrift-  
stellers, und so entschuldigt sie auch Joseph,  
— und sonach weis ich nun wirklich nicht,  
warum nur ein freigebohrner Desterreicher  
so etwas gegen die königliche Würde druck-  
en lassen könnte? — Geboren ist der  
Türke eben so gut frey, als der Desterrei-  
cher, aber sie bleiben es nur nicht lange,  
und dieses — zu ihrem eigenem Besten!

## Siebzehnter Brief.

Sie werden wahrscheinlich darüber stuz-  
ken, an mir einen Bertheidiger der Jesui-  
ten und der Despoten zu sehen? — Über-  
all, wo der größte Haufe hinflüchtet, nehm  
ich mir die Freiheit aus, eh ich auch das  
hin mitrenne, mich meiner eigenen Augen  
zu bedienen, — um die Ursache, warum  
sie alle hinflüchten von ferne zu untersuchen;  
nehme mir die Freiheit, Wahrheiten,  
die am häufigsten nachlalalt werden, —  
zu prüfen, und wenn sie mich nicht über-  
zeugen, — so weich ich davon ab, sollt  
auch der h. Paulus selbst das Gegentheil

davon, was ich für wahr halte, debütirt haben.

Indessen wird doch diese obigen Grundsätze am allerwenigsten Herr Friedel sträflich finden, er sagt zwar (Seite 22) wie schon erwähnt worden, "du bist gerecht befunden worden, sollte die Geschichte über die Urne des besten Fürsten schreiben; — Er hält aber seinen eigenen Fürsten nicht eben für denjenigen, der nach dieser Grabchrift: du bist gerecht befunden worden! sonderlich geist. "Unser Kabinet, sagt er (Seit 67,,) studirte die Finessen der übrigen! (Ließ, heiß. dies mit anderen Worten, die Gerechtigkeit im Stiche) abstrahirte sein System darnach, und fieng an, Gift gegen Gift zu verschreiben. Und siehe! — seit dieser Zeit werden wir weniger bepart, vielmehr, sollt er noch hinzugesetzt haben, beparen wir andere, als z. B. die Holländer, welche sich nicht so gut auf die Finessen der andern Kabineter verstehen mögen, — Nun ja, wie gesagt, die Moral kann hier durch aus nichts entscheiden, — es kömmt lediglich auf Finessen an, und wem die Finessen, andere Mächte glücklich zu beparen am besten gelangen sind, der wird auch gerecht befunden werden! — denn die Gerech-

rigkeit selbst ist, laut der geheimen Geschichte der Advokaten, nur eine bloße Finesse! —

Die politischen Geheimnisse, hinter die man sich flüchtet, wenn die Welt über unrecht Urnbilde und Drückung klagt, davon bereits eben Erwähnung geschah, sind in Absicht auf auswärtige Angelegenheiten zu entschuldigen. Der Unterthan traut seinem Monarchen zu, daß er alles anwenden werde, die äußere Sicherheit des Staats zu befestigen; und verderblichen und ungerechten Kriegen auszuweichen; er traut seinem Geiste und dem Geiste seiner treuesten Rathgeber, die von lange her die Angelegenheit und das Interesse anderer Höfe studirt haben, zu, daß sie nichts verabsäumen werden, diese Angelegenheiten und Interesse fremder Höfe mit dem ihrigen auf das genaueste zu verbinden. Dem Volke würde die Publicität solcher Verhandlungen zu weiter nichts als zum Murren und fruchtlosem Räsonniren Anlaß geben. Es ist schwerlich einer darunter, der in diesen Geschäften, ohne die vorläufige durch Gesandte und Emissarien erweiterte geheime Kenntnisse schärfer durchsehen, treffender urtheilen könnte, als ein Kaunitz oder Herzberg; vielmehr giebt es un-

endliche Fälle, wo eine zufühzeitige Publizität einer noch nicht ganz zur Reife gekommenen Spekulation dem Staate schädlich seyn könnte. Solche politischen und militärischen Mandvers, wo aus augenblicklichen Zufällen die besten Vortheile gezogen werden können, müssen stets nur einem oder wenigen Kommandanten anvertraut werden. Hier ist es, wo die Monarchie vor einer Republick unendlich viel voraus hat. Allein was die Anlegung der Steuer, Veränderung der Landesgesetze — Schlichtung der Privat-Prozesse und anderer Angelegenheiten anbetrifft, diese sollten nie verheimlicht werden. Hier könnten die Kenntnisse von Privatpersonen dem Regenten erwünscht zu Statten kommen; hier kann der Rath eines Bauers oft nützlicher und anwendbarer seyn, als der eines in vergoldeten Zimmern aufgezogenen Präsidenten, wenn er auch in Paris alle möglichen politischen Vorlesungen gehört hätte. Bey wichtigern Abänderungen der Steuer oder sonstigen landesüblichen Gebräuchen sollte lange zuvor die Notiz dem ganzen Lande davon ertheilt, und die Stimmen verschiedener Stände darüber gesammelt werden: man würde nicht so schnell zu Werke gehen können, freylich! man würde aber auch nicht nöthig haben, so viele Erläus

terungen zur Modifikation der einmal gegebenen Befehle zu erklügeln, die soviel nach und nach erläutern, daß es wieder endlich beim Alten bleibet. Die schnellsten Vorschritte sind nicht immer die sichersten, und nach dem gemeinen Sprichwort kömmt in die Länge derjenige immer weiter, welcher langsam geht, als der, welcher läuft.

Noch gefährlicher und ungerechter sind die Heimlichkeiten, welche in dem Prozeszen herrschen. Ein schiefes Refrat, eine üble Laune des Referenten, ein Paar Sophismen, des Advokaten können den ehrlichsten Mann auf die ungerechteste Weise um Hab und Gut Amt und Ehre bringen; und bey Kriminal = Prozeszen geben solche Heimlichkeiten dem gerechtesten und billigsten Urtheile oft das Ansehen eines Meuchelmords. In England wird die Gerechtigkeit öffentlich gehandhabt. Die Zuschauer, die zu dem Streit über die Beweise zugelassen sind, urtheilen über die Zeugen, über den Angeklagten, und selbst über die Richter. Die Schnelligkeit der Endurtheile ist zwar nicht zu billigen. Allein die Nothwendigkeit, daß der Ankläger und die Zeugen ihre Anklagen zu Zeugnisse vor einem grossen unpartheischen Au-

ditorium, das sie beurtheilt, vortragen müssen, ist nicht genug zu loben. (a)

Auch ist es in Engeland und Frankreich eine vortrefliche Einrichtung, daß ein jeder das Recht hat, seinen Prozeß drucken zu lassen, das Volk welches es liest, erwirbt sich bey dieser Gelegenheit selbst Kenntnisse der Rechte und des öffentlichen Verfahrens.

Wie manche Stimme im Publikum könnte manchen Zweifel heben, manche anscheinende Klarheit in Zweifel ziehen? Wie mancher Menschenfreund könnte in den Stand gesetzt werden, manche Prozesse, die ungerecht geschlossen wurden, zur Rettung der gedrückten Menschheit zu übernehmen? Warum scheuet man hier das Licht, warum verheimlicht man Dinge, die des hellen Tags bedürfen? Warum veranstaltet man es nicht, daß wichtigere und verwikelte Prozesse öffentlich gedruckt werden? Es würde hierdurch, anderer Vortheile ungedenk wenigstens doch der hölzerne Stil, der so mystischen Rechtsfreunde polirt und deutlich werden; es würde sie nach und nach ein wahres point d'honneur beleben,

(a) Ueber die Gesetze, an Cramer. Berlin 1782.

sie würden sich schämen, mit eitel Sophismen und dummen Verdrehungen der Gesetze im Publikum zu erscheinen, und vielleicht würden sich mehrere Beaumonts auch in Deutschland finden, die ihr Gut, Ehre und Glück auf das Spiel setzen würden, eine unglückliche Familie aus den Händen räuberischer Richter zu reißen.

Warum ist es nicht erlaubt, gewisse Prozesse drucken zu lassen? Wenn der Gang des Prozesses redlich und gesetzmäßig von Seiten der Advokaten und der Richter bis auf das Endurtheil gewesen ist, warum sollten dem Publikum, die Zweifel, ob man auch gerecht in der Sache verfuhr, durch öffentliche Bekanntmachung des Prozesses nicht genommen werden? Haben sich, aber Advokat Referent und Richter aus Kurzsichtigkeit oder Bosheit verschiedener Krümmungen bedient, um unter dem Mantel von Rechtswegen; das Handwerk der Strassenräuber ungestraft zu treiben, warum sollte der Unglückliche nicht öffentliche Klage führen, und das Publikum vor dergleichen Advokaten gewarnt werden dürfen? Warum sollte derjenige, der sein Amt und Gut verliert, aus den Flammen, die die Justizlakaien über seinem Kopf angeschürt haben, nicht wenigstens seine Ehre retten dürfen? Hat er die Akten zu seinem Vor-

theile verfälscht, und das Publikum geäfft, so hat ja der Advokat das Heft in Händen. Er darf nur diese Unrichtigkeit anzeigen und die Stelle, bei welcher dieser Prozeß entschieden wurde, giebt ihm um so mehr das diesfällige Zeugnis als sie selbst der Ungerechtigkeit dadurch beschuldiget wird.

Freilich hätten auf diese Art die Advokaten mehr zu thun, dürften nicht alle Prozesse sogleich annehmen; müßten sorgfältig die Sache prüfen, eh sie ihren Partheien den kostbaren Weg der Rechten anweisen; dürften ihre Aufsätze nicht so hinschleudern, unbekümmert ob sie nicht zu viel, nicht zu wenig beweisen; denn so gefühllos ist selten ein Mensch, daß er sich gerne für einen Dumkopf öffentlich erklären läßt; und dieses würde erfolgen, wenn manche Aufsätze der nach der Elle arbeitenden Advokaten durch den Druck bekannt würden; die Richter fänden weniger Worte und mehr Sache in den Akten, man würde zugleich Ehre und Brod suchen, und dergleichen Vortheile mehr, die sich nicht sogleich auf den Fingern herzählen lassen; freilich nun, — ist dieser Vorschlag mit einigen Unbequemlichkeiten für Advokaten und Referenten verbunden, — soll aber deshalb die Menschheit darunter leiden?

Solche Heimlichkeiten sind um so auffallender, je größer angesehener und berühmter die Personen sind, welche einen Prozeß verlieren: oder je wichtiger die Sache ist, wegen welcher jemanden der Prozeß gemacht wird.

Die Verdienste des Fürsten Rhevenhüller und seiner Vorfahren um das Haus von Oesterreich, und ihre mehrmalige Aufopferung für dasselbe sind genugsam bekannt; eben so sehr bekannt ist der Charakter des Marchese Spinola (Carls und Alexanders) besonders dessen, — welcher gegenwärtig, wie man sagt, von der Republik Venedig in Verhaft genommen wurde. Diesen lies der Fürst auf die dringendsten Anklagen und zur Sicherheit, damit er sich in seinem Paroxismus gegen eine Dame keiner Banditen bedienen könne, arretiren, und dieser wegen ist ihm aufgetragen worden, seine Stelle und Würde zu resigniren. Der würdigste Graf K — t, dessen tiefe Einsichten in Bergwesen ihn so zu sagen einzig in seiner Art machen, hat seine Stelle resigniret; der allgemein beliebte Fürst v. F — g mußte auch resigniren; Man nahm dem Grafen Joseph v. E — n, die Gespanschaft, weil er mit Menschenfressern nach den strengen Gesetzen seines Landes verfuhr,

und man setzte den Grafen R—t von seinem Amte ab, ohne ihn gehört zu haben. Es mag seyn, daß sich die Sache in allen diesen angeführten Fällen ganz anders verhält dergestalt: daß kein dunkler Schatten die lautere Gerechtigkeit umnebelt, genug das Publikum weiß es nicht, — weiß nur soviel davon, als ich anführe, — kann nur so, wie es eine schiefe Halb Kenntniß der Beschaffenheit dieser Angelegenheiten mit sich bringt, davon urtheilen, und zu folge solcher Urtheile, die am Ende eine Stimme des Volkes werden, ist es sehr zweifelhaft, ob die Geschichte auf die Urne des liebenswürdigsten Fürsten zu schreiben wagen wird: Du bist gerecht befunden worden!

Solche Geheimnismachrei ist also in jeder Rücksicht der guten Sache und dem Ruhm eines Regenten gleich gefährlich.

Allein dem ungeachtet dürfte in diesem Punkte schwerlich eine Abänderung zum Vortheil der gekränkten Menschheit getroffen werden. Freilich ist ein fabalistischer Advokat, oder ein ungerechter Richter dem Staate und der Gesellschaft nachtheiliger denn ein Straßenräuber. Der letztere raubt mir meine Börse, oder schneidet

mir einen Koffer vom Wagen unversehens ab; aber ein Richter kann mir oft mein Vermögen, mein Amt und meine Ehre zugleich rauben. Wenn ich die letztere rette, den Amt und Vermögen kann man seltener wieder erlangen, wenn andere Besitz davon genommen haben, so hab ich doch schon viel gewonnen.

Allein warum soll in diesem Falle die *provocatio ad populum* demjenigen, — den die Appellation abgewiesen hat, und der sich doch — unschuldig fühlt — untersagt werden?

Ja, erwiedert der Rabulist, wenn ich in einer gedruckten Schrift den Referenten oder den Richter einer offenbaren Ungerechtigkeit beschuldige, so mach ich mich der Majestätsschändung *secundi generis* schuldig, weil dieser Richter hier die höchste Person des Königs repräsentirt. Daß die Stelle, welche kurzüchtig oder feil genug ist, sich von einem bestochenen Rechtsfreunde blauen Dunst vor machen zu lassen, — die Majestät schände, daß der Richter die Majestät nur dann repräsentire, wenn er der Gerechtigkeit pflegt, daß seine Person eigentlich kein Ansehen haben könne, sondern nur die Gesetze, daß dem zu folge

es jedem Untertban frei stehen müsse, seiner Ueberzeugung gemäß, gegen den gesetzmäßig scheinenden Ausspruch des Königs selbst Gegenbitte zu führen, daß er nur dann einen königlichen Machtspruch stillschweigend anzunehmen hat, wann die Gesetze nichts entscheiden; — wird nicht in Erwägung gezogen.

Wenn nun jeder sich seiner eigenen Haut wehren, und, hätte er Verstands genug, das Netz der Kreuzspinnen der Rechten (Advokaten) zerreißen, der ungerechten oder einfältigen Excellenz selbst, wenn es ja dergleichen, wie man wohl noch zweifelt, in Oestreich geben sollte, die Schminke von den hochgeborenen Wangen reiben, und seine Unschuld zu ihrer Schande im Angesichte des Publikums erweisen dürfte, dann könnte Herr Friedel auf den Bauch schlagen, und uns armen Berlinern recht die Zähne wäſſrich machen: Das darf nur ein freigebohrner Oesterreicher, in einem frei monarchischen Staat! — Daß man aber dergleichen nicht wagen darf, ohne sogleich davon zu laufen, ist im Jahre 1782. bewiesen worden. Ein freigebohrner Oesterreicher mußte wegen der erwiesenen zu freimüthig aber gesagten Wahrheit in Prozesssachen — den freien Staat meiden,

und nach Berlin flüchten. Man lese hierüber die freimüthigen Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag von 1785.

Dem Monarchen muß man die Schuld alles dessen nicht zu schreiben, er beurtheilt die Gegenstände aus dem Gesichtspunkte in welchem sie ihm vorgestellt werden. Hierdurch kann ohne göttliche Eingebungen, die nun alle Tage seltener werden, der Kaiser Licens zu mancher Handlung verleitet werden, die den Tiberius schänden könnte. Er kann grausam und ungerecht seyn, ohne sich der reizenden Grabschrift: Du bist gerecht befunden worden! unwürdig zu machen.

## Achtzehnter Brief.

Man hat bei Erscheinung des ersten Theils der Briefe aus Berlin auf allerlei Desterreicher gerathen; und man hat nicht ganz unrecht gethät. Wie manche Urtheile der Desterreicher hab auch ich nicht hier wieder genüßt! — In Betref des physokratischen Systems z. B. darf man nur in den Provinzial Nachrichten, welche bei

Trattnern heraus kommen, nachsehen, um sich davon näher zu überzeugen. Es ist von jeher die Sache vernünftiger Skribenten gewesen, daß sie — zur Quelle giengen: Wer soll besser über einige politische Angelegenheiten in den k. k. Staaten urtheilen können, als ein — unverblendeter Desterreicher? Es ist also nicht die Schuld der Berliner, wenn sie von manchen Dingen genau unterrichtet werden, und wer darf eine solche Freimüthigkeit einem freigebohrnen Desterreicher übel nehmen? —

Erlauben Sie mir, lieber Freund, daß ich, bevor ich Friedeln ganz verlasse, und Sie auf eine vielleicht angenehmere Art im Verfolg meiner Briefe mit Anekdoten und Histörchen, davon ich eine Menge besitze, unterhalte, daß ich noch eine einzige Stelle in den Briefen des Herrn Friedels nicht ganz ungerügt durchschlüpfen lasse.

Er räsonnirt (S. 70.) von Desterreichs Staatsökonomie, die man nicht kannte, spricht (S. 71.) von Verbesserung des Militärs, — und führt alle diese Dinge, als ob sich in keiner Rücksicht dagegen et was einwenden liesse! mit einer triumphierenden Mine an. Da fiengen die

Ausländer an, setzt er hinzu, über uns den Kopf zu schütteln! —

Herr Fridel hat recht, wir schütteln unsere Köpfe noch immer darüber, — theils weil wir ihnen zu dem, was erwiesenes Gutes daran ist, Glück wünschen, theils weil wir noch immer über gewisse Dinge, die sie als erwiesen gut annehmen, — ihr Urtheil nicht so ganz überzeugend wahr finden. Wir können hier so manches nicht begreifen! Ja, dafür können wir nicht, wer kann für den so sehr beschränkten Gesichtskreis der Preussen, die, so oft sie die Oesterreicher zu bewundern sich notgedrungen fühlen, — stock blind sind. Nein, Herr Friedel, von unserem Könige an, der in seinem Cabinet die Porträte der größten 2 Männer seines Jahrhunderts auf seinem Arbeitstische, nemlich des Kaisers und des Hr. v. Volzars seines hat, ihren Kaiser auch wirklich den kleinern Prinzen öfters als ein Muster eines grossen Regenten darstellt, bis auf den geringsten Mann, der in seiner plattdeutschen Sprache ihn hoch preiset: Dat it a groter Raider! — verkennet niemand weder ihres Regenten noch ihrer Minister, Gelehrter und Künstler Verdienste.

Aber Sie werden doch erlauben, wenn sie ihre Landsleute nicht anders für unfehlbare Gottheiten ausgeben wollen, daß sobald wir, und zwar durch Sie ins besondere gereizt werden, auf ihre Fehlbarkeit aufzumerken, — wir dem Ausrufe: das ist ein großer Raider! unbeschadet, dasjenige rügen dürfen, — was, wie es uns scheint, die Kapelle nicht aushält. Man muß aber auch diese Kritiken nicht als Pasquile oder Majestätschändungen verschreien, — wie man es in Oestereich gewohnt ist! — Man kann ein grosser Kaiser seyn, und es doch nicht zwingen können, — daß alles auf das genaueste, nach dem vortrefflichsten Plane zu dem allerbesten Entzwecke erfüllt werde. Man kann ein grosser Kaiser seyn, und doch — schwächliche Minister, taube treulose Beamte, feile Advokaten, grobe Präsidenten und diese, woran alles gelegen ist, — erzdumme Sekretäre haben; man kann bey so bewanten Umstände ein Halbgott auf Erden seyn, und doch wird die Regierung noch immer alte Fehler, und neue Fehler, welche dadurch, daß man den Willen des Regenten nicht begriffen hat, häufig begangen werden, dem Ausländer zur Schau aufstellen: er wird sagen: dieser Regent ist wahrhaft groß, aber seine Räthe und Amtleute taugen den Teufel nicht,

welches Sie lieber, Hr. Friedel um so weniger in Abrede werden ziehen dürfen, weil es der Kaiser selbst nicht undeutlich gesagt hat.

Es mag sein Gutes haben, wenn alle Leute dasjenige, was im Lande geschieht, für Abflüsse solononischer Weisheit halten; die Abderitten, welche mit ihren dummen Streichen stets zufrieden gewesen sind, und sich für weit klüger als die Athenienser hielten, — haben sich bei dieser Verleugnung der menschlichen Vernunft sehr sehr wohl befunden, das will ich gar nicht in Abrede stellen; — aber ich hofe, — sie werden ihre Landsleute, Hr. Friedel; nicht in diese Klasse setzen und denenselben eine ähnliche Behaglichkeit wünschen wollen? —

Nein, das hiesse den Patriotismus zu weit treiben!

Also um auf dasjenige, wovon wir sprachen, zurück zu kommen. Sie rühmen die Staatsökonomie, die Verbesserung des Militärs, und dergleichen? — Warum nicht auch die militärische Oekonomie? das wär allenfalls so ein Stück Arbeit für ihre Feder! — Uns, die wir ziemlich oekonomisch gesinnt sind, mangelt es an dieser Oeko-

mie, welche wir vielleicht einführen würden, wenn man uns von ihrem realen Nutzen überzeugte.

Der erste Uberschlag zur Erhaltung der Oesterreichischen Armee belief sich auf 20 Millionen Gulden. Aber man verfuhr bei diejem Uberschlage — wie die gewissen Baumeister welche die Auslagen geringer anzusetzen pflegen, damit dem Bauhern nicht etwa über die wahren Kosten eines auf dem Papier entworfenen Gebäudes die Baulust vergehe? — Es fand sich nach der Hand, daß, trotz aller möglichen Dekonomie alle Jahre noch 4 bis 5 Millionen verökonomisirt wurden. Diese Anstalt drückt den Bürger, beraubt den Handwerker eines beträchtlichen Vortheils, eines Gewinnes, der sich über alle Stände verbreitet, alle Blutgefäße und Adern des Staats durchläuft und nach vollendetem Kreislaufe in seine Herzkammer zurückfließet. Der Regent sollte eigentlich keine andere als die risikanteste manufakturistische und kaufmännische Spekulationen machen, um seinen Unterthanen, wenn es ihm damit gelingt, gleichsam nur einen Fingerzeig zu geben, daß sie auf bisher noch unbekanntem Wegen ihre guten Vortheile suchen können: sonst setzt er seine Unterthanen ausser der Aktivität, vertrolt.

net die Quelle des Lebens, entvölkert den Staat, und erstickt an einer Vollblütigkeit.

Indessen ist diese kaufmännisch = manufakturistische Spekulation, eine Militärökonomie zu errichten, eben nicht von der Art, wiewohl sie einzelnen Ständen schädlich ist, und die Cirkulation des Geldes einigermaßen hemmt, daß der Staat an einer Vollblütigkeit, daß ist: an einer zu grossen Last von zusammen gescharrten Reichthümern ersticken sollte.

Für das Aerarium ist diese militärische Ökonomie nicht eben allzu vorthelhaft, so spricht man! —

Denn wenn auch aus den alten Röckeln Westen Fouragirhauben und Fäustlinge gemacht, und die übrigen Reliquien davon zum Ausflicken bei der Compagnie aufbewahrt werden; wenn man auch die alten Rütteln in Brodsöcke metamorphosirt, die zerissenen Schuhe abnimmt und bei der Compagnie verkaufen läßt: u. derg. m. so ist damit noch nicht alles gethan; — so ist es noch nicht erwiesen, daß wenn die Monturstücke und andere Militärrequisiten ausser der Mauer der Ökonomie im Lande verfertigt wür-

den, man nicht eben die nemlichen Massregeln beobachten könnte.

Man würde noch viele andere Ersparnisse finden, welche nun merklich vermisset werden. Man hat Beispiele, daß weil die Monturstücke als Lederzeug &c. im Vorrath gemacht werden, ganze Fässer voll davon verfault sind. Die Monturstücke können zweitens dem Manne nie anpassend gemacht, und müssen daher stets verändert werden. Hier wird oft verpfuscht, was die Ökonomie vielleicht noch erträglich machte; und der Mann kann seine Montur auf keinen Fall so gut genießen, als wenn er sie frisch vom Schneider bekommen hätte. Bei diesen Umänderungen beträgt, die Sache ökonomisch erwogen, dasjenige sehr viel was an den zu weiten Kleidungsstücken abgeschnitten wird. Man will Beispiele haben, daß die Schuhe und Stiefeln, weil sie halb verfault für die Compagnie oder Eskadron gefasset wurden, binnen 14 Tagen aus einander fielen.

Ich rede hier von Dingen, die zu zergliedern der Ort hier nicht ist, — wozu vielleicht auch meine Sachkenntnis viel zu beschränkt seyn dürfte. Das, was ich hier anführe, muß jedermann, der kein Stockblin-

der Patriot ist einleuchten, und ist schon hinlänglich — unser Kopfschütteln, welches uns Herr Friedl vorwirft, zu rechtfertigen.

## Neunzehnter Brief.

Wir haben H. Friedln doch wohl weh er gethan, als wirs im Sinne hatten. Wir wollen ihm auch Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er projektrirt dem Staate einen Kirchenprofoß, wodurch, die Geistlichkeit von oben herabgestraft, ein Keil den andern treiben würde; und — ein honettes Bordell! das eine zur Aufnahme der Religion, dieses zur Vertilgung der venerischen Seuche, die in dem aufgeklärten Oesterreich sehr grausam wüthet. Zum Gegensatz von dem Profoßen wünscht er geistliche Orden zu errichten, womit man ohne grosse Unkosten die Biedermänner belohnen könnte, und bezieht sich auf die Schlaugigkeit des römischen Hofes, der Bisthümer errichtet habe, die eben so real sind, als ein Kommando des Fürsten im Monde seyn würde; und will das die Ritter vom rothen Hute als fremde Waare, sobald man andere

Ritterzeichen erfunden, Kontrabante werden müßten, und um für das Bordel die frommen Rätze einzunehmen, beweiset er mit vielem gelehrten Aufwande, daß die Huru im alten Griechenland keine so verächtlichen Geschöpfe gewesen sind, als es die Berliner Hurus bey Schubiz und die Wiener Grabennymphen sind. Er verwendet sich sehr freundschaftlich bey dem Publikum für sie, und es ist gar nichts dagegen einzuwenden. Diese beiden brillenten Gedanken gefallen mir so gut, daß ich ihm fast die Prahleren dahin gehen lassen möchte: Oesterreich sey eben so aufgeklärt als Preussen! besitze eben so viele, ja noch weit mehr aufgeklärte Köpfe und Originalgenies.

Unter diese großen Originalgenies darf man nun zwar nicht den H. Friedel setzen, soviel Lob würde er kaum vertragen: außer, daß er mit der ihm ganz eigenen Scharfsinnigkeit beweisen wollte, was er in Betref der Aufklärung gesagt hat.

Originalgenie? — die sind nirgend so dick gesäet, daß man sie nicht von selbst sehen sollte; und einer mehr oder weniger, was beweisen die für die Aufklärung der Nation überhaupt? Einzelne Großgeister können aber so gut in einem barbarischen

Lande als in Athen erscheinen. Beweis dessen sind Ossian Shakespear &c. aber diese einzelnen Sterne können doch den Erdkreis nicht so beleuchten, daß man sich keiner Laterne, darunter giebt's nun freylich Blende laternen! bedienen müßte.

Das Volk ist nirgend aufgeklärt, wird es nirgend werden, da mag der Keil den andern von oben herab oder von unten hinauf treiben, da mögen tuzendweise die Engelsburge für die Nichtaufklärer errichtet werde; man wird in Aegypten den Ochsen Apis abgöttisch ehren, in Athen vor einer Sonnenfinsterniß erzittern, u. s. w.

Daß die Auserwählten unter den Menschen zu höhern Einsichten überall gelangen, (in Oesterreich und Preußen leichter als in Spanien) daß schon um dieserwillen die Censur abgeschafft werden sollte; da gerade durch diese der blinden Nation, für die ein jedes Buch verboten ist, — weil sie nemlich nicht lesen kann, oder keine Musse dazu hat, der größte Vortheil erwächst.

Auf den Rücken der Unaufgeklärten ist gerade die größte Last gelegt, — sie tragen dieselben auch eben deswegen viel leicht-

ter; Mann lasse sie ja nicht soviel schreiben und rechnen lehren, um berechnen zu können, daß sie mehr tragen als andere! wenn ihr ihnen erst diese Last abgenommen haben werdet, dann schicket sie in die Schule; — Dieses oder etwas ähnliches würd ich, wenn er selbst nicht besser darüber nachgedacht hätte; einem Reformator ins Ohr flüstem.

Aufklärung im eigentlichen Verstande scheint nicht so wie in Preußen ausgebreitet zu seyn, aber der Adel, und der geadeste Bürger haben mehr äußerliche Politur, und das mochte H. Friedeln gebildet haben!

Besonders wenn man im Zirkel der Großen zu Wien eine Zeit gelebt hat; wie leicht ist es da möglich, sich im Lande der Weisheit (platonischen und Epikuräischen) zu befinden? Fürst Kaunitz Z. B. der jeden Fremden mit einer fürstlichen Leutseligkeit aufnimmt, und sein Haus fast jederman offen läßt, weshalb es einige spottweise das adeliche Koffehaus nennen; die dabei aber nur gerade das nicht einsehen, daß ihr Spott den Fürsten ehre! Fürst Kaunitz, sag ich, ist eben so lebensmüdig als er der größte Minister seiner Zeit ist. Er weist gelegentlich die schädliche Mönchereyen zu

zerstören, ohne sich daraus ein Geschäft zu machen, Gelehrte und Künstler zu schätzen, ohne Eifersucht unter ihnen zu erregen oder sie in quieszenten Stand zu setzen; er weiß mit eben soviel ministerialischen Energie die Gerechtsame seines Fürsten gegen Rom zu behaupten, als er die segenvolle Hand des Papstes freundschaftlich zu drücken und dem ungeachtet ungestört einem christkatholischen Chitamber die Erstlinge der Aernthe abzubrechen weiß.

Man kann nicht mehr natürliche Beredsamkeit besitzen, sich nicht schöner ausdrücken, als der Graf von Hatzfeld. Er würde in einer Republic Wunder wirken können; besonders, weil diese seine Beredsamkeit von einer vielen Sachkenntnis unterstützt, und von wahrer Menschenliebe (wiewohl seine Neider das Gegentheil behaupten wollen; — wer hat Verdienste und keine Feinde?) belebt wird.

Würben ist ein herrlicher Triumph der unverfälschten Natur am Hofe. Er ist, und dieses ist etwas außerordentliches an einem Minister, durchaus ein ehrlicher Mann; so einzig in dieser Art, als er gewiß einer der einsichtsvollesten Cavalier ist. Er kennt und liebet sein Vaterland, schätzt Verdienste, wo er sie findet, hält jedermann sein Haus offen, und denkt so gemein, daß er

auch ohne Hochmuth den Rang eines Ministers und Kavaliers behaupten zu können glaubt.

Karl Palffy ist ein wahrer Patriot, und ein Menschenfreund. Sein Charakter ist so bieder und unverfälschbar, daß eine ganze Last von Titeln und Orden ihn nicht umstimmen könnte. Er ist, was er in seinem Umgange zu seyn scheint, der liebenswürdigste Kavalier.

Chotek ist einer der feinsten und wichtigsten Köpfe. Er vereinigt mit seinen Kenntnissen und seinem Diensteifer eine ungemeine Redlichkeit. Seine Urtheile sind scharf und zieltreffend. Seine Talente und Kenntnisse, und weil er dasjenige mit Eifer geliebt hat, was dem Kaiser am Herzen lag, haben ihn so früh, aber nicht zu früh für das Beste des Staats zum Kanzler u. Minister befördert.

Gebler ist längst als Dichter und Gelehrter in Deutschland rühmlich bekannt. Wer ohne Unterstützung einer hohen Geburt dem ersten Posten im Staate so nahe kömmt, und unter Theresia und Joseph wächst, dessen grosse Verdienste dürfen auf Treu und Glauben angenommen werden.

Wer nun zu Wien das Glück hat, mit diesen Herrn bekannt zu werden, dem ist es wahrhaft nicht zu verargen, — wenn er im Lande der Sehenden zu seyn glaubt.

Er glaubt sich selbst ins Paradies oder auf eine Feen Insel versetzt, wenn er zu den bekannten Soupern gebeten wird, die bey einigen Gesandten, dann beym Fürsten Paar und Grafen Zichy gegeben werden. Er wird damit unter über den vortreflichen Ton, der in dieser Gesellschaft herrscht, entzückt werden. Freynlich wird er bisweilen den lächerlichen Enthusiasmus für französische Litteratur hie und da antreffen; denn noch immer bedecken, während Gefner, der Wielanden nie beikömmt, die Pariserinnen entzückt, die faden Erzählungen Crebillons, die Gedichte des Skarron, und die Wasserreichen Oden des J. B. Rousseau die Puzrische mancher deutschen Damen! Aber diesem ungeachtet sind sie doch feltner ganz roh, und es giebt sogar viele darunter, die der berühmten Lenklos kaum nachstehen würden. Die Gräfin Thun, die Fürstin E. Lichtenstein, Clary, Gr. Bouquoi Zichy E. Clam, und noch einige andere gehören unstreitig zu dem Glanze des schönen Geschlechtes — werth die Feder eines Plutarches zu beschäftigen.

Allein ich könnte wohl noch 100 Beispiele dieser Art anführen, ohne für die Aufklärung der 250,000 Wiener etwas gründliches angeführt zu haben. Berlin hat eben so grosse Männer. Es hat seine Carl und

Leopold Pallfy Appony und Joh. Erdödy die ihre biederen Herzen auf die Junge tragen, und Mut genug besitzen, das Interesse ihres Vaterlands ihrem eigenen vorzuziehen; seine Urmayn und Zichy, die mit ausgebreiteten Kenntnissen einen unermüdeten Dienstleister verbinden, seine Esterhazy, die dem königlichen Willen in allen Dingen zuvorkommen, auch Vorurtheilfrei und Philosophen genug sind, ihr Ehebett mit einer Priesterinn der Thalia zu versehen, seine Laudone, und dergleichen mehr. Ob Berlin aber auch, die Kronprinzessin, welche ungemein viel Verstand besitzt, ausgenommen, Damen einschliesset, die den oben angezeigten das Gleichgewicht halten könnten, ist freylich eine Frage, die ich mir nicht zu beantworten getraue.

Doch, wie gesagt, in Wien mag es noch sovieler Privatpersonen geben, die sich vom Pöbel unterscheiden — mögen noch so gute Dichter und Philosophen verborgen über die Geheimnisse der Kirche Satyren und gründliche Abhandlungen schreiben, die erst — als Opera posthuma zum Vorschein kommen sollen, was nützt das der Nation? Sonnenfels, dieser geistreiche, und weil es nach einem Kirchenvater Schande ist, angelicus genannt zu werden, dieser vortrefliche Schriftsteller durfte den heidnischen Kaiser Titus 1785. die kleine Erudition,

daß Moses' als ein in Aegypten wohl unterrichteter Meteorolog mit oder ohne Merkur ein Gewitter habe vorsehen können, nicht in den Mund legen; Wien hat Zensur und Pressfreiheit, aber Titus muß zu Wien so reden, als ob er getauft wäre, oder sich gefallen lassen, 's Maul zu halten. Sonnenfels dieser einsichtsvolle Hofrath und Schriftsteller — war von den geheimen Absichten eines österreichischen Censursystems nicht so gut unterrichtet, um zu wissen, ob er entweder den Zerstörer Jerusalems, den gütigen Heiden Titus in einen Rabbiner, oder welches noch besser gewesen wäre, in einen Prälaten verwandeln solle?

Wenn der ungläubige Titus, der kein Wunder zu Gunsten einer von ihm verfolgten Nation annehmen konnte, — sich das selbe durch eine scharfsinnige Bemerkung natürlich zu erklären gesucht hat, welcher Theolog hätte so unlogisch schliessen dürfen, daß Sonnenfels dieses gut erwiesene und noch besser beglaubte Wunder habe bestreiten wollen?

Bei uns würde die Zensur gegen eine solche Stelle gewis nicht das Schwert gezückt haben; unsere Pastöre hätten darüber, wenn sich allenfalls das Volk daran gestossen hätte, — wie wohl dieß ganz und gar nicht zu besorgen gewesen wäre! die nöthigen Erläuterungen gemacht. So etwas

traut der König seinen weniger aufgeklärten Unterthanen zu, ohne sich vor des h. Silberschlags Eminenz zu scheuen; — Ueber so ein Blatt würde die Censur nicht haben mit der Schere daher fahren dürfen; — Das schicklichste Mittel, die Zensur zu ersparen, und sich solcher giftigen Werke zu entledigen wär: wahrhaftig dieses man verführe mit den nur von fern naturalistisch scheinenden, wirklich aber gut christlichen Büchern, wie mit den Abrahamiten; man verwiese sie nach dem Banat. In dieses zu bevölkernde Land werden ohnehin alle Schurken gejagt, angesteckte Dirnen Heerdenweise hingetrieben, um mit einer wahren Naturalatur von Bürgern die türkische Nachbarschaft zu bereichern, und alle Deisten und verzweifelnde Emigranten müssen gleichfalls nach dem Banat. Da würden nun wohl solche Schriften doch ohne Gefahr der neuen Republick debutirt werden dürfen; und giengen für den Buchhändler und den Staat wenigstens nicht ganz verlohren!

## Zwanzigster Brief.

Je mehr man der österreichischen Aufklärung nachdenkt, lieber Freund, je genauer man diesfalls die Parallele zwischen Preußen und Oesterreich ziehen und Herrn Friedel

beipflichten will: desto bedenklichere Zweifel steigen dagegen auf. Man ist ängstlich in Absicht auf Buchdruckerpresse; bey der unbedeutendsten Broschüre, die einen anstößigen Titel, oder eine mordente Metapher, eine anzügliche Anspielung enthält, werden Perquisitionen von fürchterlichen Aussehen angestellt. Man hat keine Basilide für die Schriftsteller, aber ob die freymüthigen Autoren nicht eben sogut als Strafsenräuber und Mörder (Denn ein geringes Verbrechen wird nun so strenge, wie ein Vätermord, gestraft) mit einer schändlichen Consur versehen und an Bolza oder Krigel angeschlossen werden möchten, — ist eine Frage, die derjenige am besten beantworten könnte, der die Kabalen der Grossen in Oesterreich kennt, die den gütigsten zärtlichsten menschenfreundlichsten Joseph zu so strengen Urtheilen bisweilen verleiten.

Wer sollt es nun wagen, sollte tollkühn genug seyn, zur Aufnahme der Aufklärung und aus Vaterlandsliebe — sich der Gefahr, aussetzen geschoren zu werden und Gassen zu kehren? Denn ein vernünftiger Schriftsteller, der die Menschen kennt, wird zu sich selber sagen: Du schreibst, wovon du überzeugt bist, Deckst — Fehler und Verbrechen auf, und man wird großmüthig genug seyn, deine Freiheit nicht zu ahnden man wird dein Anfangs verbotenes Buch zu

lesen und nachzudrucken erlauben, und während daß du alles für vergessen hältst, wird sich eine andere Gelegenheit ereignen, — wo man an dir Rache nehmen und dir es doppelt einbrocken wird.

Der einzige Grossinger, Verfasser von Babilon, Unwahrscheinlichkeit &c. &c. ist unbedachtsam genug, in halb prophetischem Tone von der Leber wegzureden. Er hat aber einen mächtigen Schutz an seiner Geistesbeschränktheit, die ihn selbst lächerlich macht, da andere lächerlich gemacht werden sollen; und das ist freulich nun nicht eben sehr beleidigend.

Die Furcht vor Ketten und Kehrbesen auf der einen Seite, wenn man die Geschwüre durchschneiden wollte, erstickt jeden heilsamen Gedanken, so bald er mit den Meinungen der Grossen kontrastirt; und auf der anderen Seite — was für Belohnungen sind denn für Gelehrte und Künstler vorhanden? Man würdigt sie nicht der geringsten Aufmerksamkeit. Man hat sich einmal schon in Oesterreich auf den Fuß gesetzt, alle gute Köpfe, alle sich auszeichnenden Talente zu entbehren. Denn daß der Kaiser für die Wissenschaften und Künste bisher nur das geringste gethan hätte, werden ihm seine Feinde nicht nachsagen dürfen. Es ist wahr, die Konkurrenz von elenden Bücherschmiechern hat gegen den Namen eines Gelehrten ein ungünstiges Vorurtheil erweckt: aber wer

wird der schlechten Schauspieler wegen den Garrick mit dem verächtlichen Namen eines Komödianten brandmarken? Im Grunde ist auch diese lächerliche Konkurrenz von Gelehrten doch immer ein Beweis, daß die Liebe für Künste und Wissenschaften allgemeiner zu werden anfangt, wovon der Regent grosse Vortheile für den Staat ziehen könnte. Was in dieser Rücksicht Friedrich für seine Preussen war, wird schwerlich so bald wieder ein Regent für seine Nation werden. Das Vorurtheil gegen die Gelehrsamkeit geht so weit, daß man etwas darauf wetten könnte, Hr. Käs, dieser verdienst und einsichtsvolle Hofrath wäre iso nicht halb so beliebt, wenn er Bücher geschrieben hätte. Natürlich, der Bettler tröstet sich mit der philosophischen Wahrheit, daß man nicht allein reich seyn müsse, um glücklich zu seyn, der lahme nennt das Tanzen eine Thorheit, und Friedrich der selbst mit so viel Talenten, als zu einem ehrenvollen Schriftsteller erfordert werden, beschenkt wurde, — konnte gegen die Gelehrte nicht so gleichgültig seyn. Es ist nicht seine! Schuld, daß ein Menschenalter nicht hinreicht, dem Verstande einer Nation denjenigen Grad von Kultur zu geben — dessen sie fähig ist. Daß es dem Staate nützlich sey, vernünftige Bürger zu haben, daß ihre Bildung durch Bücher schneller

vorschreite, als durch den mündlichen Unterricht aller Leute, daß am Ende der mittelmäßige Schriftsteller, der Compilationen macht und Folianten plündert um Tageblättchen fürs Volk zu verfassen, der Menschheit und dem Staate nützlicher sey, als ein Quasiminister, der unleserlich die Brut eines fremden Gehirns mit seinem Namen unter krißelt, ist so begreiflich, daß man nur ein niederträchtiger Schmeichler seyn müßte, um so sichtbar die Wahrheit zu verrathen, und hochmögenden Staatsfiguranten je höher sie ihre Nase tragen, nicht desto mehr auslachen zu wollen.

Die Rede ist hier blos von den Figuranten. Ich habe schon in dem vorhergehenden Brief denjenigen, die wirklich bewundert und verehrt zu seyn verdienen, Gerechtigkeit wiederfahren lassen; und dergleichen giebt es, wenn ich sie auch nicht kenne, hofentlich in Oesterreich mehrere.

Wie soll nun bey so bewandten Umständen, dieser allgemein werdenden Verachtung der Gelehrsamkeit, dieser Gefahr, seine Kenntnisse und Einsichten die auszubreiten Aufklärung befördert werden. Man hat ehedem nur die deutschen Gelehrten gering geschätzt, und die Ausländer, besonders die Franzosen emporgehoben; nun die deutsche Litteratur der Französischen das Gleichgewicht zu halten anfängt, betümmern sich

Die Grossen um eine eben so wenig, als um die andere: welches einen bittern Verdacht, daß diese Grossen aus Mangel der Talente so gleichgültig dafür sind, natürlicher weise erweckt. Wenn man nur oberflächliche Kenntnisse besitzt, die zu erlangen keine Mühe kostet, und dabei, wie gewöhnlich, glaubet, die Quelle der Weisheit erschöpft zu haben, — dann hat man nothwendig *lucida intervalla*, wo man sich die Berechtigung wiederfahren läßt, zu gestehen, man sey leicht zu dieser Gelehrsamkeit gekommen, sie tauge nichts, folglich taue Gelehrsamkeit überhaupt nichts! so unrichtig nun die letzte Schlussfolge ist: eben so richtig ist das darauf gestützte *Räsonement*: weil es nun einmal offenbar ist, daß die Gelehrsamkeit den Menschen unnütz sey, so sey es löblich, allen Bürgern, so weit es der Wohlstand erlaubt, die Lust zu nehmen, sich auf Wissenschaften und Künste zu legen: man macht die Professoren unfähig, eine Pension zu erhalten, behält den alten Schlenkerian in Schulen bey, öfnet zwar noch immer eine Bibliothek, aber nur zu den allen Menschen, die keine *Missiggänger* sind, un-  
bequemen Stunden; fragt zwar *pro forma* nach den Zeugnissen der Schüler; wenn sie Brod und Dienst suchen, aber das, was sie auf Schulen lernen, darf mit dem, was sie künftig thuen sollen, keinen Zusammen-

hang haben, zur Aufmunterung der Jugend preiset man den würdigsten von ganz Deutschland geschätzten Gelehrten mit einem witzigen Einfalle ab, wodurch er lächerlich wird, unterwirft die Studien einer eigensinnigen Despotie u. d. m. Das sind Thatsachen, die sich nicht leugnen lassen, und die unvermeidlich die Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht aufklären werden, veranlassen; man müßte denn annehmen, daß es mit der Gelehrsamkeit und Aufklärung gehe, wie mit den Freymäurern. Sie blühen dort am schönsten, wo sie am heftigsten verfolgt werden, und das wäre alsdann eine recht durchtriebene Kabinetsfinesse, worüber jeder Preuße den Kopf schütteln müßte.

Der einzige Trost der Gelehrten und der Buchhändler, welche zum Besten des Staats zufolge der besondern Finesse die Rolle der Martyrer übernehmen müssen, sind unstreitig die Damen, welche zu viel zu bethen aufhören, und sich mit den Musen mehr zu unterhalten anfangen. Der Tausch, gegen Rochem, Wielandswerke zur Hand zu nehmen, ist vortheilhaft, ihnen und der Literatur, wie sich denn eines vom andern nicht trennen läßt!

Sie gehen ins Theater, über den Werther Stücke zu urtheilen, lesen Roman um darüber zu philosophiren, und philosophische Werke, um ihren Romanen,

die sie selbst spielen, eine Dauer zu verschaffen.

Auch dieser geringe Nutzen, den man von den gelehrten Produkten ziehet, hat wohlthätige Folgen: denn es ist nicht wahr, daß aller Einfluß der Damen auf die öffentlichen Geschäfte 1780. zu den Kapuzinern in die Gruft ist beigelegt worden. Hätten sich 1782. keine zärtliche Weiber vorgefunden, die den Fuß des P. Pius herzten, keine vornehme Lippen, die seinen Mantofel küßten, so läge schon das ganze Ansehen der Tiara zu Boden gestreckt, man zitterte nicht mehr vor dem Gespenste des freyschreibens, daß noch immer auf die lächerlichste Art spuckt, die Bischöfe hätten sich ihrer Gewalt bedienen müssen, und auf keine Art zu verstehen geben dürfen, daß die alte Isidorische Usurpation rechtskräftig sey. — Aber daß dieß die Ursache davon sey. — ist doch unbegreiflich Nun hat im Kabinet ja eine häßliche, noch eine Schöne etwas für den Staat wichtiges zu thun! Eine philosophische Politik hat das schwächere Geschlecht gänzlich davon ausgeschlossen! — Wohl! — Aber giebt es keine Nebenwege sonst? — Hängen nicht die angenehmsten Räte und Staatsmänner von den Gunsten der Damen ab, oder glauben Sie nicht, davon abzuhängen? Ein einziges Wort, eine gewisse Wendung,

die einer guten Sache gegeben wird, ist schon hinreichend, die besten Vorschläge zu vereiteln.

Was auf der einen Seite die Andächteley der Durchlauchtigen und excellenten Weiber verderben kann, kann die Vernunft der aufgeklärten Damen auf der andern Seite wieder gut machen. Ein glänzender Gedanke in dem Munde eines Frauenzimmers kann unsre Eitelkeit eben so wenig demüthigen, als eine eifsende Satyre im Vorbeigehen angebracht uns beleidigen kann. Erziehung und Etikett räumen ihnen das Recht ein, gegen die Männer ein bißchen grausam seyn zu dürfen. Es scheint auch, daß sie darum allein, um sich dieses Rechts besser bedienen zu können, die Litteratur zu ihrem Zeitvertreib ja sogar zur Leidenschaft machen. Die Damen sind bekanntlich in jeder Liebe extrem, — so auch in der zu den Wissenschaften. Zu Prag besuchen einige sogar die moralischen Vorlesungen des Hrn. Seibt; bald werden sie auch, wie zu Paris, die Vorlesungen über die Anatomie besuchen. Allein ihr Eifer, auf Schulen zu gehen, wird sich nicht zu lange erhalten, weil einige der Schülerinnen z. B. die Gräfin v. C. u. W. viel Verstand ja sogar Gelehrsamkeit besitzen, davon der H. Professor eben keinen zu grossen Ueberfluß hat, der nun der Mann gar nicht ist, wo

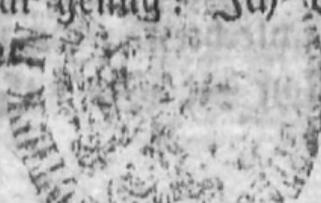
für man ihn hielt, den die lächerliche Untersuchung, ob er ein Gottesläugner sey? bekannt machte, von dem sonst nichts in der Welt existirt — als eine höchst elende Komödie, ein Paar zusammen gestohlene Inauguralreden, und ein fast wörtlich abgeschriebenes, und für sein ausgegebenes Gebetbuch.

Ich würde dieses Mannes nicht gedacht haben, wenn nicht um seinerwillen ein Präsesident, der dem Lande wichtige Dienste geleistet hat, wäre gemißhandelt worden, und wenn sich zu dieser Mißhandlung unschuldiger Weise nicht ein rechtschaffener aber in Seibt damals verliebte Geistliche, Zitte hätte brauchen lassen, den Hr. Seibt dafür verschmachten lies, und sich einst des Ausdrucks gegen ihn bediente: nun ich Zitten verlasse, muß er entweder apostatiren, oder Hungers sterben! —

Herr Seibt spricht rein deutsch, das ist sein ganzes Verdienst. Er lehrt die Grammatik, wo er die Poesie vortragen soll, zergliedert gotschedisch schlechte Aufsätze, die er sich einliefern läßt, um der Mühe vorzulesen überhoben zu seyn. Seine Moral besteht meistens aus Bruchstücken nach Gellerts gedruckten Vorlesungen, und er bindet sich überhaupt, wie die größten Genies und die schlechtesten Professoren, an kein System. Man hat ihm aufgetragen, sich

ein Lehrbuch zu verfassen — aber dazu hat er sich nicht bequemen wollen. Diese Bequemlichkeit, ohne Lehrbuch, was ihm einfiel, vorzulesen, hatte auch seine Unbequemlichkeit. Er machte sich Skripta; das heißt, er zeichnete abgerissene unzusammenhängende Sentenzen auf, über die er sich in der Schule ausgebreitet hat, darunter waren nun aber einige, die bei der Untersuchung seiner Kezerei ihm nicht sonderlich zum Ruhme gereichten. Z. B. Die Existenz Gottes sey eine Wahrscheinlichkeit von unendlicher Größe; Demonstrationen können auch falsch seyn &c. dieserwegen wollte man ihn der Gottesläugung beschuldigen können; man besann sich aber, glaubte, weil er eben ein Verbuch herausgab, daß er Gott nicht habe läugnen wollen, und verziehe ihm eben des Verbuches wegen, daß er als Professor nicht richtiger zu denken gelernt habe. Mit dem Auftrage, sich ein Lehrbuch zu verfassen hatte die Commission wahrscheinlich den guten Mann zum besten!

Auf diesen müssen Sie sich, bester Hr. Friedel! ja nicht beziehen, wann Sie noch einmal die Lust, von der hochgestiegenen Aufklärung Oesterreichs in der Philosophie zu deklamiren, anwandeln sollte.

Für diesmal genug! Ich bin bis auf Wiedersehen. 



**UB WIEN**



**+AM341990906**



